

Abenteurer Gottes

clv

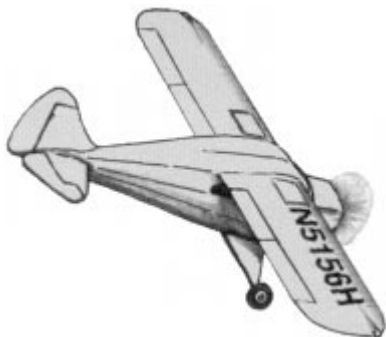
Dave und Neta Jackson

Nate Saint

Unternehmen Auca

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld



1. Auflage 1999

Originaltitel: The Fate of the Yellow Woodbee

© 1997 by Dave und Neta Jackson

© der deutschen Ausgabe 1999 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Übersetzung: G. Erkens

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-415-6

Inhalt

Vorwort	7
Gerettet von der »Holzbiene«	8
Operation Auca	19
Seltsame Geschenke	30
Eine geschnitzte Botschaft	39
Nachricht von einer vermissten Schwester	50
Palm Beach	60
Die Ausreißer	71
Erstes Treffen	84
»Kannibalen«	98
Engel am Himmel	108
Chaos	119
Wieder vereint	132
Rückkehr nach Palm Beach	143
Näheres über die Märtyrer in Ecuador	149

SÜD

Ecuador

Quito

Quechuas

Shell Mera

Jivaros

Palm Beach

Cotacachi-Fluss

Tiwaeno

Aucas

Pastaza-Fluss

AMERIKA



Vorwort

Die Indianer von denen in diesem Buch berichtet wird, heißen mit richtigem Namen *Waorani*. So nennen sie sich auch selbst. Wir haben dagegen den Namen *Aucas* verwendet, weil das die Bezeichnung ist, unter der diese Menschen der Außenwelt zum Zeitpunkt des Geschehens bekannt waren. Es erschien uns zu verwirrend, während der einzelnen Kapitel zwischen den Namen hin und her zu wechseln.

Niwa, Dabu und Moipa sind echte Auca-Namen, während die hier im Buch vorgestellten Charaktere fiktiv sind. Alle anderen Personen und die vorgestellten Ereignisse sind real. Der zahme Papagei wurde eigentlich von Mincaye gestiftet.

Um die komplizierte Handlung etwas einfacher zu gestalten, wurde bei den Ortsangaben frei erzählt, beispielsweise wo die Missionare sich aufhielten, als sie die Operation Auca planten und ausführten. Es wird erzählt, dass die meisten Flüge von der Shell-Mera-Basis aus gestartet wurden. In Wirklichkeit wurden die letzten Einsätze von der Arajuno-Basis aus geflogen.

Manchem könnten die Dialoge in Auca-Sprache merkwürdig erscheinen. Dies war ein Versuch, die Satzstruktur dieser Sprache für den Leser fassbar zu machen.

Gerettet von der »Holzbiene«

Die plötzliche Stille ließ Niwa nach oben schauen, in die Wipfel der hohen Balsambäume über ihm. Die leuchtend bunten Papageien hatten aufgehört zu kreischen und die eben noch laut schimpfenden Äffchen waren verstummt. »Sch!«, flüsterte er Dabu, Moipa und den anderen beiden Jungen zu, mit denen er hierher zum Fischen gekommen war. »Da kommt jemand.«

Mitten in dem flachen Flussbett standen die Jungen so regungslos da, wie die Sonnenstrahlen, die durch die dunkelgrünen Blätter über ihnen nach unten ragten. Ihre Speere hielten sie bereit. Jeder starrte mit dunklen Augen in den allzu schweigsamen Dschungel ... jeder außer Moipa. Seine Augen erspähten den Schatten eines dicken Katzenfisches, der träge über den Sandboden glitt.

Moipa konnte nicht widerstehen. Mit aller Kraft stieß er seinen Speer in den Fisch. »Baru!«, schrie er. »Ich hab ihn!« Er platschte durch das Wasser nach vorn.

Ehe er noch drei Schritte weit gekommen war, sprangen zwei Männer von der hohen Lehmkan-



te an der anderen Seite des Ufers hervor und begannen auf die Jungen zuzulaufen.

»Weg!«, schrie Niwa. »Die kommen vom unteren Flusslauf. Umbringen werden sie uns!«

Weißer Gischt spritzte, als die nackten braunen Füße durch das flache Wasser flogen. Niwa schwang sich behände auf einen Baumstamm, der über das Wasser ragte und rannte in den Dschungel. Kurz bevor er sich hinter einigen hohen Bambusstäben verstecken konnte, hörte er Moipa vor Schmerz schreien. Er sah sich um, aber er konnte seinen Freund nicht mehr sehen. Er wandte sich zurück, um seinem Freund zur Hilfe zu kommen, da sah er einen der anderen Jungen den Fluss hinaufkommen. Ein Speer steckte in seinem Bein. Einer der feindlichen Männer rannte dem Jungen hinterher, bereit einen weiteren Speer zu werfen. Niwa schrie: »*Baru! Baru!*«

Es gab nichts, was Niwa tun konnte. Er drehte sich um und flüchtete zu den Bambusstämmen. Er wagte nicht zurückzukehren. Auch wenn er umgekehrt wäre, hätte er niemandem mehr helfen können. Alle Aucas aus seinem Dorf Tiwae-no lebten in Angst vor den Leuten flussabwärts. Wenn er zurückging, würden sie bestimmt auch ihn töten.

Niwa rannte und rannte durch das Dschungelgewirr. Nesseln stachen in seine Beine und



Dornen zerkratzten seine Haut. Er kletterte den steilen Abhang hinauf, um nur so schnell wie möglich vom Curaray-Fluss wegzukommen. Die Jungen hatten am Morgen auf ihrem Fischzug einen weiten Weg zurückgelegt. Es gab immer das Risiko eines Angriffs der Flussabwärts-Leute, einem benachbarten Auca-Stamm, mit dem Niwas Stamm ständig im

Kriegszustand lebte. Seit etlichen Monaten hatte es jedoch keine Toten mehr gegeben, so dass die Sicherheitsvorkehrungen in Niwas Dorf nicht mehr ganz so streng befolgt worden waren. Und die Jungen waren von ihrem zu Hause am Ufer des Tiwaeno-Flusses weit weg gegangen.

Auf dem höchsten Punkt angekommen, rannte Niwa in Richtung Westen über einen schmalen Lehmweg entlang der Berge, die den Curaray-Fluss vom Tiwaeno trennten. Sein trommelnder Herzschlag gab den Rhythmus für seine Füße, die über den Dschungelboden jagten. Sein Atem pfiff, wie der Wind vor einem Gewitter, aber er konnte auf keinen Fall anhalten. Die Flussabwärts-Leute waren vielleicht genau hinter ihm.

Plötzlich sah er die Spur eines Jaguars im weichen Lehm neben dem Pfad. Niwa verlangsamte seine Schritte und sah sich um. Er versuchte, wieder zu Atem zu kommen. So leicht war er nicht einzuschüchtern. Er bemerkte, dass die Spur von vorn auf ihn zu führte. Wenn die Raubkatze nicht im Kreis lief, war sie also schon an ihm vorbeigekommen und lief in die andere Richtung. *Vielleicht erwischt sie die Flussabwärts-Leute*, dachte er. Er konnte auf jeden Fall nicht länger warten. Möglich, dass da vorn Gefahr drohte, aber von hinten näherte sich der sichere Tod durch die Feinde. Er musste sich beeilen

und die Leute in seinem Dorf warnen. Er setzte seinen Lauf fort und wandte sich jetzt nach Süden, weg von dem Höhenzug, bis er auf einen vertrauten Jagdpass stieß.

Jetzt war er nicht mehr weit vom Tiwaeno-Fluss entfernt. Er lief in Schlangenlinien den Bergabhang hinunter und kämpfte sich durch die klaren Fluten des Tiwaeno, an dessen Ufer sein Dorf angesiedelt war. Endlich krabbelte er erschöpft die Uferböschung hinauf auf die Ebene, die das Dorf umgab.

»Hilfe! Die Flussabwärts-Leute haben uns überfallen«, stieß er hervor. »Wenn wir noch lange warten, überraschen sie uns vielleicht auch hier.«

»Wenn sie dir auf den Fersen sind«, schnappte barsch eine zahnlose, alte Frau, die Bananensaft aus einer Kürbisflasche schlürfte, »warum bist du wieder hierher gekommen? Du führst sie ja direkt zu uns.« Sie spuckte in das Feuer, das vor ihr brannte.

»Genau«, keifte eine andere Frau. »Hau ab! Wir wollen dich hier nicht haben. Geh in den Dschungel zurück!«

Niwa kümmerte sich nicht um sie. Er durchsuchte einige der großen Häuser. In jedem lebten vier oder fünf Familien rings um eine Feuerstelle, an der gekocht wurde. Sicher würden die Männer sich gleich zum Kampf bereitmachen. Aber alle Häuser und die Hängematten waren

verlassen. »Die Männer sind jagen gegangen!«, berichtete eines der kleineren Kinder. »Nur Gikita ist noch hier, weil er krank ist. Er liegt in seiner Hängematte.«

Niwa eilte zu Gikitas Haus. Wie alle anderen Häuser im Dorf bestand es nur aus einem großen Palmdach auf Stelzen ohne Wände. Obwohl erst vierzig Jahre alt, war Gikita doch der älteste Mann im Dorf. Die Männer der Aucastämme starben jung, durch all das Morden zwischen den einzelnen Dörfern und auch durch Kämpfe im eigenen Dorf. Niwa fand Gikita in seiner Hängematte. Er hatte die Augen geschlossen und sah sehr elend aus.

»Gikita, Gikita! Die Flussabwärts-Leute haben uns angegriffen, als wir am Fluss gefischt haben. Du musst kommen und uns helfen.«

Gikita verdrehte die Augen und brummte: »An unserem Fluss – dem Tiwaeno?«

»Nein, nicht am Tiwaeno. Am Curaray, dem großen Fluss am Berg.«

»Dann lass mich in Ruhe«, stieß Gikita hervor. »Ich bin zu krank, um heute irgendetwas zu unternehmen. Stör mich nicht. Vielleicht geht es mir morgen besser, und dann können wir ein paar Flussabwärts-Leute töten.«

Niwa ließ Gikita liegen und suchte jemanden aus seiner eigenen Familie. Nampa, sein älterer Bruder, war mit den anderen Männern zur Jagd

gegangen. Seine Schwester Gimari – nun, sie konnte überall sein. Aber seine Mutter – sie war bestimmt oben am Fluss, um Tontöpfe zu machen. Sie machte ständig neue Töpfe. Als er an den anderen Häusern vorbeikam, schrien ihn die Frauen wieder an: »Geh zurück in den Dschungel. Du wirst sonst noch die Flussabwärts-Leute hierher bringen.«

»Wenn die Männer hier wären«, schrie eine, »würden sie dich töten, weil du zurückgekommen bist. Hau ab!« Sie nahm ein rauchendes Holzstück von der Feuerstelle und rannte hinter Niwa her. Sogar seine Tante Minkata beteiligte sich an der Jagd. Sie schwang eine scharfe Machete hoch über ihrem Kopf.

In diesem Augenblick sah Niwa seine Mutter, die von der Lehmgrube zurückkam. Wie alle anderen Erwachsenen des Dorfes hatte auch sie große runde Holzstücke durch die Ohrläppchen getrieben, ihr einziger Schmuck. Über der Schulter trug sie einen groben Leinensack voller Tontöpfe. »Mutter!«, schrie er.

»Niwa, was ist los?«, rief sie erschreckt, als sie sah, dass er verfolgt wurde. »Schneller, Niwa, schneller!« Und sie rannte ihm entgegen.

Die Ranken der Maniokpflanzen wickelten sich um seine Knöchel, als er durch den Dorfgarten raste. Kindisch fühlte er sich, wie er schutzsuchend zu seiner Mutter rannte. Mit elf Jahren

sollte er ihren Schutz nicht mehr nötig haben, sondern umgekehrt sollte er sie beschützen.

»Was habt ihr vor?«, fragte seine Mutter die beiden Frauen, die mitten im Maniokbeet stehen geblieben waren.

»Sag deinem Jungen, dass er nicht in dieses Dorf zurückkommen soll, während die Flussabwärts-Leute ihn verfolgen«, sagte die Frau mit dem rauchenden Knüppel. Dann warf sie das Holzstück in Niwas Richtung.

»Aber ist es euch denn egal, was mit Dabu, Moipa und den anderen passiert ist?«, rief Niwa. Er stand halb hinter seiner Mutter und hatte sich nach vorn gebeugt, um wieder zu Atem zu kommen.

»Immerhin waren sie nicht so dumm, geradewegs hierher zurückzukommen«, sagte seine Tante Mintaka.

»Ja, aber ich glaube Moipa ist verletzt worden«, sagte Niwa. »Ich habe ihn schreien gehört. Vielleicht ist er tot. Sie könnten alle tot sein!«

»Dann werden wir morgen eben nach Flussabwärts gehen und einige von ihnen töten«, sagte seine Tante, »– wenn die Männer nicht zur Jagd gehen«, fügte sie noch hinzu. »Aber jetzt verschwindest du erst einmal von hier!« Mintaka hob wieder das Buschmesser und kam auf den Jungen zu.

Genau in diesem Moment hörte Niwa ein lautes Brummen vom Himmel her. Er schaute nach oben und sah so etwas wie einen großen gelben Vogel.

Seine Tante hielt inne und sah auch nach oben. »Das ist eine Holzbiene«, sagte sie und Panik breitete sich über ihr Gesicht, »eine Holzbiene mit *Cowodi* im Inneren!«

Beide Frauen drehten sich um und liefen so schnell sie konnten zurück zum Dorf. »Holzbiene, Holzbiene«, schrien sie und zeigten zum Himmel. Sogar Niwas Mutter folgte ihnen und hatte keinen Blick mehr für ihren Sohn.

Niwa schaute dem lauten gelben Vogel einige Minuten lang zu, dann ging er hinüber zu dem hohen Stumpf eines alten Balsabaumes, der mitten im Maniokbeet stand. Er war größer als jeder Mann im Dorf. Sie hatten ihn mitten im Garten stehen lassen, weil es zu mühselig gewesen wäre, ihn auszugraben. Niwa kletterte ganz nach oben, um näher an die Holzbiene heranzukommen. Die Frauen hatten zwar Angst gehabt, aber er hatte den Eindruck, dass dieser seltsame gelbe Vogel ihn gerade eben vor dem Zorn der Frauen bewahrt hatte. Er wollte ihn deshalb ein wenig genauer betrachten.

Von seiner erhöhten Position aus konnte er sehen, dass Frauen und Kinder im Dorf in Panik verfallen waren. Sie schrien sich gegenseitig zu:

»Holzbiene! Es ist eine Holzbiene!« Manche starrten nur nach oben, während andere in ihre Häuser flüchteten.

Niwa hatte schon oft solche Insekten, die man Holzbienen nannte, über den Zweigen der Dschungelbäume gesehen, aber die waren nicht leuchtend gelb gewesen und sie hatten auch sonst nicht so ausgesehen, wie diese riesen-große. Er erinnerte sich an die Geschichten, die Erwachsene über solche Riesenholz-bienen erzählt hatten. Es hieß, dass sie so groß wie kleine Häuser wären und dass sie vermutlich *Cowodi* in ihrem Bauch hatten. *Cowodi* – gab es denn tatsächlich so etwas wie weiße Menschen? Niwa konnte das nur sehr schwer glauben, und außerdem, wenn es sie wirklich gäbe, würden sie bestimmt keine Kannibalen sein. Nein, wenn weiße Männer Menschen essen würden, dann wären sie ja noch schlimmer als die Flussabwärts-Leute. (Und außerdem schien es Niwa ja so, dass diese Holzbiene ihn vor der Machete seiner Tante gerettet hatte.) Er schaute ganz angestrengt, ob er wohl *Cowodi* im Bienenbauch entdecken konnte.

Die Holzbiene drehte Kreise. Er konnte an der langsamen Flugweise erkennen, dass sie ziemlich groß sein musste. Er hatte noch nie einen so lauten Vogel gehört. Das konnte nicht wirklich ein Insekt sein, eine »Biene«. Nein, es musste eine Art Vogel sein.

Während Niwa zusah, drehte die Holzbiene ab und flog über die Baumwipfel davon.

Niwa setzte sich im Schneidersitz auf den Baumstumpf und sah auf das Dorf hinunter. Heiß brannte die Sonne auf seiner braunen Haut. Bald sah er all die Frauen und Kinder wieder aus ihren Häusern kommen. Lebhaft schnatterten alle durcheinander. Er dachte sich, dass bei all der Aufregung über die Holzbiene, keiner mehr von ihm Notiz nehmen würde, wenn er ins Dorf zurückschlich. Vermutlich würde er sicher sein.

Aber die Erinnerung an die Frauen aus dem Dorf, die ihn gejagt hatten, gab ihm zu denken. Das war nicht gerecht. Es gab so viel Mord und Gewalt in seinem Stamm. Wenn ein Mann Streit mit seiner Frau hatte, konnte er sie töten. Hatten zwei Streit miteinander, konnte es sein, dass einer den oder die andere im Schlaf tötete. Nicht einmal die Kinder waren sicher. Manchmal hatte er weglaufen wollen – weg von diesem Leben voller Terror und Gewalt. Aber ... wohin sollte er gehen? An wen sollte er sich wenden? Gab es denn irgendwo ein Dorf, in dem man friedlich miteinander lebte?

Operation Auca

Nate Saint tippte mit seinem Finger auf die Treibstoffanzeige für den Treibstoffbehälter im rechten Flügel des gelben einmotorigen Flugzeuges. Der Missionspilot wusste, dass der Treibstoff im linken Flügel schon verbraucht war. Die Anzeige veränderte sich nicht. »Nicht mehr viel übrig«, stellte er fest und zog die Baseballkappe auf seinem dichten blonden Haar nach vorn. Er sah hinunter auf den dichten Dschungel unter sich.

Er hatte sich angewöhnt laut zu sprechen, auch wenn er allein flog. Das war ein Weg, sich selbst Gesellschaft zu leisten. Auch wenn Passagiere auf den Rücksitzen saßen, musste er doch immer laut rufen, um das Motorengeräusch zu übertönen.

Der junge Pilot drückte den Steuerknüppel nach links und dann nach rechts. Die Maschine flog in einer langen S-Kurve und er konnte das Gelände unter sich eingehender studieren. Noch immer gab es kein Zeichen von dem Jivaro-Dorf, in dem sein Missionskamerad Roger Youderian dringend auf medizinische Ausrüstung wartete.



Nate suchte nach einem Dschungeldorf mit einer Landebahn in der Nähe, die von den Indianern mit Rogers Unterstützung durch den Dschungel geschlagen worden war. Vor ein paar Tagen war Nate schon einmal über das Dorf geflogen, als die Landebahn fast fertig gewesen war, und konnte nun nicht verstehen, warum er Schwierigkeiten hatte, das Dorf wiederzufinden. In der klaren Nachmittagsluft hatte er hundert Meter Sicht, aber er konnte nicht die kleinste Schneise in dem grünen Meer unter sich entdecken.

Endlich sah er zu seiner großen Erleichterung einen dünnen Rauchfaden neben einem braunen Streifen im Dschungel auftauchen. Ein *Fluss*, dachte er, und am Ufer entdeckte er eine kleine Lichtung, mit strohgedeckten Häusern. »Danke, Herr«, sagte Nate laut. Er zog den dicken Kopfhörer über den Kopf und griff zum Mikrofon, um sich bei seiner Frau zu melden. Marj Saint bediente die Funkstation in der Missionsstation Shell Mera.

Er klickte zweimal und sagte: »Hier sechshundfünfzig Henry – ich bin in circa zwei Minuten über Jimmys Laden.« Die Zulassungsnummer auf den Tragflächen der Piper-Maschine lautete N5156H und »sechshundfünfzig Henry« stand für die letzten drei Zeichen dieser Nummer. Jimmys Laden war ein Codewort, das den Ölgesellschaften, die den Funkverkehr möglicher-

weise überwachten, keine Hinweise über ihren Aufenthalt und ihre Operationen geben sollte. Die Missionare konnten nicht riskieren, dass Außenseiter ihre Kontakte zu diesen primitiven Stämmen für eigenen Profit ausnutzten.

»Sechsfünfzig Henry – Ich bin in circa zwei Minuten über Jimmys Laden«, wiederholte Nate. »Over.«

Das Radio erwachte in Nates Kopfhörer krachend zum Leben. Dann hörte er die Stimme seiner Frau: »Roger, sechsfünfzig Henry. Roger und out.«

Mit einem Seufzer der Erleichterung zog Nate die Kopfhörer ab, ließ den Motor wieder kommen und drehte bei zum Anflug auf das Flussdorf. Aber als er über dem Dorf angekommen war, sah er keine Landebahn. Er kreiste über dem Dorf und sah, dass die Häuser anders gebaut waren, als die von ihm erwarteten. Das hier war kein Dorf der Jivaro-Indianer oder des Quechuan-Stammes. Und es war ganz sicher nicht das Dorf, in dem Roger auf ihn wartete.

Er flog eine enge Schleife mit seinem kleinen gelben Flugzeug. Wenn das hier kein Jivaro- oder Quechuan-Dorf war, dann musste es ein Auca-Dorf sein.

Nate und die anderen Missionare, mit denen er in den Dschungeln von Ecuador arbeitete, hatten oft davon gesprochen, dass man versuchen

müsste, die gefürchteten Aucas zu finden. Sie brauchten das Evangelium ebenso nötig wie jeder andere Mensch. Aber kein Weißer hatte jemals in ihren Dschungeldörfern mit ihnen Kontakt aufgenommen und lebte noch, um davon zu berichten. Dies war ein bekannter Fakt, seit dem sechzehnten Jahrhundert, als spanische Eroberer getötet worden waren, die ihr Gebiet durchqueren wollten. 1667 war Pedro Suarez, ein Missionar der Jesuiten mit Speeren erstochen worden, als er versuchte in ihrem Gebiet eine Missionsstation zu errichten. Im neunzehnten Jahrhundert kamen dann Goldsucher und Gummijäger. Sie töteten oder versklavten die Indianer, wenn sie welche fanden. Aber ebenso oft wurden auch sie von den Aucas ermordet. Jetzt im zwanzigsten Jahrhundert waren schon mehrere Forscher auf der Suche nach Öl ermordet worden.

Die Quechua-Indianer, die in den umliegenden Gebieten siedelten, hatten schreckliche Angst vor den Aucas. Eigentlich ist das Wort *Auca* ein Wort der Quechuan-Sprache und bedeutet »Wilde«. Sogar die Jivaros, die Kopffäger waren, blieben dem Auca-Gebiet lieber fern.

Nate sah, wie unter ihm mehrere Frauen und Kinder schutzsuchend in ihre Häuser ohne Wände rannten. Aber in der Mitte eines Ackers sah er einen Jungen, der nicht davonlief. Der Junge stieg auf einen Baumstumpf und beobachtete



das Flugzeug über sich. Nate öffnete das Fenster und winkte, aber der Junge reagierte nicht. *Ja, die*

Aucas sehen tatsächlich so wild aus, wie es in den Berichten beschrieben ist, dachte er.

Der kleine Motor stotterte und keuchte kurz, dann hörte man wieder das vertraute Röhren. Ihn schauderte; sicher war es nur ein Wassertropfen im Sprit, aber hier war wirklich nicht der richtige Ort, um 'runter zu gehen. Selbst wenn er eine Bruchlandung überlebte, würde er vermutlich zur »Willkommensparty« mit Speeren begrüßt. Und doch hatte er die Aucas gefunden – wenigstens eines ihrer Dörfer. Er schloss das Fenster und gewann Höhe, um seine Position zu bestimmen. Er würde wiederkommen. Noch einmal sah er auf die Tankanzeige. Die Nadel näherte sich bedrohlich der roten Linie. Er musste hier verschwinden.

Nate Saint hatte drei kleine Kinder in Shell Mera und obwohl das Leben eines Missionspiloten im Dschungel nie ungefährlich war, ging er doch kein überflüssiges Risiko ein. Während er in Kreisen immer höher zog, rief er sich bewusst seine Verantwortung in Erinnerung. Es gab Menschen, die auf ihn angewiesen waren, wie seine kleine Kathie, erst sieben Jahre alt und das Baby, Philip. Und dann war da noch der fünf Jahre alte Steve. Gerade heute Morgen hatte er ihm nachgewinkt, als er abgeflogen war. Steve mit seinem blonden Schopf, der in die Morgensonne blinzelte. Er war immer da, um seinem Dad zu winken – egal ob Abflug oder Landung.

Weit vorn am Horizont bemerkte Nate eine schwarze Rauchwolke. Der Pilot schüttelte seinen Kopf, um wieder klar zu denken. Das musste das Dorf sein, in dem Roger wartete. Vielleicht hatte er das Motorengeräusch von Nates Maschine gehört und ein großes Signalfeuer mit viel Rauch entfacht, um ihm die Richtung anzuzeigen. Kein Indianer würde ohne Absicht so viel Rauch verursachen.

Nate sah auf seinen Kompass und sah sich im Umkreis nach Bergen oder ähnlich markanten Orientierungshilfen um. Langsam, mit immer schwerer werdendem Herzen, wurde ihm klar, wo er sich befand. »Das kann nicht sein«, sagte er laut. »Es ist einfach unmöglich.« Wie konnte er so weit vom Kurs abgekommen sein? Er war ein ausgezeichnete Pilot und war schon mehrere hundert Male über den Dschungel geflogen. Was war geschehen?

Wenige Minuten später war er über dem Dorf, in dem Roger wartete. Die Landebahn sah ziemlich haarig aus, aber er beschloss, es trotzdem zu versuchen. Schließlich verließ Roger sich auf ihn. Nun ging es also abwärts. Am Anfang der Piste streifte er einen hohen Baum, aber schließlich hatten die Räder Bodenkontakt.

»He, ich bin froh, dich zu sehen!«, lachte Roger, als der Propeller still stand und Nate aus der gelben Maschine stieg. Der schlaksige, junge Mann

mit dem zerzausten dunklen Schopf klopfte Nate auf die Schulter.

»Nicht so froh, wie ich bin, dich zu sehen«, erwiderte Nate heiser. »Ich habe fast keinen Sprit mehr. Hast du noch diese Kanister mit Benzin, die ich dir für deine Laterne hier gelassen habe?«

Nun wurde das dringend benötigte medizinische Gerät ausgeladen und Nate half Roger Penicillinspritzen an all die Dorfbewohner, die an Dschungelfieber erkrankt waren, zu verabreichen. Danach füllte er vorsichtig zwei Kanister Benzin in den Flugzeugtank. Schließlich hoben die beiden Missionare von der holprigen Landebahn ab und nahmen Kurs auf Shell Mera, wo Marj und Rogers Frau Barbara warteten.

Am Abend saßen sie mit noch drei anderen Ehepaaren aus der Missionsstation beim Essen zusammen: Jim und Elisabeth Elliot, Ed und Marylou McCully und Pete und Olive Fleming. Nate erzählte ihnen alles über seinen merkwürdigen Flug am Nachmittag.

»Wann habe ich das letzte Mal die Himmelsrichtungen durcheinandergebracht?«, fragte er.

Die anderen zuckten mit den Achseln. Keiner konnte sich erinnern, dass Nate sich jemals verirrt hatte.

»Nun, als ich heute Nachmittag losflog, um Roger abzuholen, habe ich mich verirrt.«

»Verirrt?«, fragte Jim Elliot nach. Sein ansprechendes Aussehen und das charmante Lächeln verbargen einen sehr ernsthaften jungen Mann. »Wie meinst du das? Du bist doch zurückgekommen.«

»Ja«, sagte Nate und rückte seine Baseballmütze zurecht. »Aber nicht, ehe ich gefunden hatte, was ich finden sollte.«

»Wie meinst du das?«, fragte Jims Frau, Elisabeth gespannt; die Gabel blieb auf dem Weg zum Mund in der Luft hängen.

Nate beschrieb, wie er das Auca-Dorf gefunden hatte. »Ich habe das dumpfe Gefühl, dass der Herr mir erlaubte, vom Kurs abzukommen, genau dorthin, wo wir das Auca-Dorf finden würden.«

»Leute, ich hab's immer gesagt«, rief Jim Elliot begeistert, »eines Tages werden wir diese Menschen aufspüren, und von dem Tag an sind sie ein Ziel für Jesus Christus. Ich stimme dir voll zu, Nate. Ich glaube auch, dass der Herr wollte, dass wir sie finden. Die Zeit ist gekommen, ihnen das Evangelium zu bringen.«

»Wenn wir ihnen nicht das Evangelium bringen, werden uns die Ölgesellschaften zuvorkommen und sie ausradieren, fürchte ich«, sagte Elisabeth. »Diese großen Gesellschaften verlieren die Geduld. Jedesmal wenn sie versuchen Auca-Gebiet zu erforschen, werden sie angegriffen. Sie

werden sich damit nicht viel länger herumschlagen. Sie bestürmen jetzt schon die ecuadorianische Regierung, in das Gebiet vorzustoßen und die Aucas zu vertreiben. Ihr wisst, was das heißt – die meisten werden erschossen werden.«

»He – da fällt mir noch etwas anderes ein«, sagte Nate. »Habt ihr von der Auca-Frau gehört, die auf der Hazienda von Don Carlos arbeitet?«

Die meisten der Missionare schüttelten den Kopf.

»Also«, fuhr Nate fort, »vor ungefähr acht Jahren kam eine Auca-Frau aus dem Dschungel und suchte auf der Hazienda Zuflucht. Offensichtlich sollte sie getötet werden wegen – naja, wer weiß warum.«

»Puh!«, hörte man von Pete Fleming. »Scheint so, dass die Aucas nichts anderes tun, als Menschen zu töten – wenn nicht irgendwelche Fremden, dann sich gegenseitig.« Gedankenverloren nahm er seine randlose Brille ab und rieb sich die Augen.

»Noch ein Grund mehr, ihnen das Evangelium zu bringen«, stellte Nate fest. »Meine Schwester Rachel hat diese Frau übrigens kennen gelernt. Sie heißt Dayuma und Rachel lernt ihre Sprache ein bisschen.«

»Sprache! Das ist genau das, was wir brauchen«, sagte Jim. »Das wird der Schlüssel sein, zu einem erfolgreichen Zusammentreffen.«

»Dann gibt es also gar keinen Zweifel«, sagte Ed McCully und legte den Arm um seine Frau Marylou, die ein Baby erwartete. »Gott bereitet uns vor, die Aucas zu erreichen, aber wie? Sie aus der Luft zu entdecken und mit einer Flüchtigen zu sprechen, die seit Jahren nicht mehr unter ihnen lebt, ist etwas ganz anderes, als auf ihrem Land den ersten Kontakt mit ihnen aufzunehmen und dabei den Hals zu riskieren.«

»Kann schon sein«, sagte Nate aufgeregt. »Das sind gerade die ersten Schritte. Wir brauchen einen Plan – einen Plan ›Operation Auca‹.«

»Operation Auca«, lächelte Pete und setzte seine Brille wieder auf. »Hört sich gut an. Aber wir halten besser alles geheim. Wenn jemand davon Wind bekommt, wird entweder die Regierung versuchen, uns zu stoppen, oder die Ölgesellschaften werden versuchen, sich reinzudrängen und ruinieren das ganze Projekt.«

Seltsame Geschenke

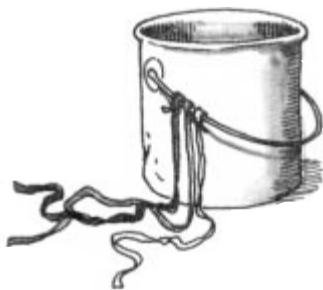
Der Aucajunge saß eine ziemlich lange Zeit auf dem Baumstumpf in dem Maniokbeet. Die Frauen aus dem Dorf kümmerten sich nicht weiter um ihn, nachdem die Holzbiene fortgeflogen war.

Niwa begann zu überlegen: *Kam die hölzerne Biene vielleicht aus einem anderen Grund, oder nur, um mich zu retten? Vielleicht sind die Cowodi gar nicht so furchtbar.* Er hoffte, dass sie im Bauch der Holzbiene flogen und dass die Biene bald wieder kommen würde. »Ich werde Ausschau halten«, dachte er sich.

Schließlich stieg er von dem Baumstumpf herunter und ging nach Hause. Er gab seinem zahmen Papagei eine Banane. Der Vogel hob und senkte seinen hübschen grünen Kopf ruckartig und trippelte auf seiner Stange aufgeregt hin und her. Wenigstens der Vogel war nicht böse auf ihn. Dann entdeckte Niwa ein Stück geräucherten Affenschwanz auf dem Brett über der

Feuerstelle und begann davon zu essen. Er hatte seit dem frühen Morgen nichts mehr gegessen.

Überall wo er hinkam, in jedem Haus, an jeder Feuer-



stelle, gab es nur ein Gesprächsthema: der Besuch der gelben Holzbiene. Was hatte es zu bedeuten? Warum war sie gekommen? Würde es Ärger geben mit den *Cowodi* – den Fremden?

Niemand fragte ihn nach dem Überfall auf die Jungen, die am Curaray-Fluss gefischt hatten. Niemand schien sich dafür zu interessieren.

Spät an diesem Nachmittag stolperte Dabu ins Dorf. An seinem Arm hing Moipa. Moipa hatte durch einen Speerstich in die Schulter so viel Blut verloren, dass er alle paar Schritte bewusstlos wurde. Seine Mutter half ihm in seine Hängematte hinein, aber anstatt ihn zu fragen, was geschehen war, wollte sie ihm nur alles über die Holzbiene erzählen. Bald versank er in tiefer Bewusstlosigkeit und sie ließ ihn allein.

Sobald Niwa allein mit Dabu sprechen konnte, fragte er: »Was passierte mit den anderen Jungs? Sind sie entkommen?«

»Ich sehe sie nicht«, antwortete Dabu und biss wütend die Zähne zusammen. »Ich sah sie niemals zurückkommen. Mit den letzten Kräften schleppten wir uns nach Hause. Was ist mit dem Gerede über eine Holzbiene? Wird denn keiner den Überfall auf uns rächen?«

Abends kamen die Männer von der Jagd zurück. Sie trugen einen großen Tapir an einen Stamm gebunden. Aber anstatt mit einem so gewaltigen Jagderfolg zu prahlen und sich über das Fleisch

zu freuen, das mehrere Tage reichen würde, kam die Rede sofort auf die seltsame Holzbiene.

Als die Nacht sich über den Dschungel legte waren die beiden Jungen, die von dem Fischereiausflug noch fehlten, noch nicht wieder zurückgekehrt. Niwa und Moipa waren überzeugt, dass die beiden bei dem Angriff getötet worden waren.

Gikita, der sich immer noch nicht von seinen Bauchschmerzen erholt hatte, saß am Hauptfeuer und sagte: »Hier ist es nicht mehr sicher. Ich glaube, wir sollten Tiwaeno verlassen. Wenn die *Cowodi* uns gefunden haben, kommen sie bald und töten uns mit ihren Feuerstangen. Wir müssen weiterziehen.«

»Nein«, sagten die anderen. »Was kann eine Holzbiene tun? Wir haben schon vorher welche gesehen.«

»Ich glaube nicht, dass weiße Kannibalen in ihrem Bauch sitzen«, erklärte Niwas Mutter, Akawo.

»Das kommt daher, weil du die Wahrheit nicht sehen willst«, keifte eine jüngere Frau namens Umi. »Deine Dayuma rannte vor Jahren zu den *Cowodi* und wurde sicher am selben Tag verspeist. Du willst das nicht glauben, weil sie deine Tochter war. Schau der Wahrheit ins Gesicht!«

»Ins Gesicht! Ins Gesicht!«, krächzte Niwas Papei von seinem Brett.

»Sei still du furchtbarer Vogel!«, schrie Akawo. Dann wandte sie sich mit lautem Klagen an Umi: »Weil Wepe sie umbringen wollte, ist Dayuma weggelaufen. Außerdem war sie deine Kusine. Berührt dich das nicht?«

Umi zuckte die Achseln. »Welchen Unterschied macht es?«

»Ich glaube immer noch, dass wir Tiwaeno verlassen sollten«, bestand Gikita auf seiner Meinung.

»Ins Gesicht! Ins Gesicht!«, krächzte der Papagei.

Wutentbrannt drehte sich Akawo um und warf eine Tonschüssel nach dem Vogel. Mit lautem Kreischen hüpfte der Vogel zur Seite und flog zu Niwa, auf dessen Kopf er sich setzte. Niwa stand auf und ging weg. Was machte all das Gerede für einen Unterschied? Das Töten würde weitergehen, aber er glaubte nicht, dass es von der Holzbiene kommen würde.

Einige Tage später wachte Niwa früh auf. Das ganze Dorf war still. Nicht einmal die zahmen Papageien oder die eingesperrten Affen gaben einen Laut von sich. Der Junge schwang sich aus seiner Hängematte, schob sich an den Hängematten der vier Familien vorbei, die mit unter diesem Dach wohnten, und ging nach draußen. Dichter Nebel lag über dem Dschungel. Man konnte die Spitzen der Bäume nicht mehr sehen.

Statt nach oben zu steigen und im Wind zu verwehen, zogen von einigen Feuern noch immer kleine Rauchfahnen durch die Luft, wie Schlangen sich durchs Gras schlängeln.

Es war ein merkwürdiger Tag, der durch die zurückliegenden Ereignisse, die das Leben der kleinen Gemeinschaft aufgestört hatten, noch seltsamer wurde.

Niwa ging hinaus zum Garten und setzte sich auf den Baumstumpf. Etwas musste sich ändern. Aber während er dort saß, fiel ihm ein merkwürdiges Geräusch auf. Zuerst war es ein weit entferntes Dröhnen, kaum wahrnehmbar; aber dann hörte er es genau. Das war die Holzbiene, weit weg und hoch am Himmel.

Niwa starrte nach oben, suchte nach einer Lücke im Nebel, bis sein Genick schmerzte. Und dann sah er kleine blaue Stellen, die hier und dort dünn auftauchten. Während er den Himmel beobachtete, wurde das Geräusch der Holzbiene immer lauter. Das ferne Dröhnen schwoll zu dem besser bekannten Brummen an.

Sie kam! Und Niwa war der einzige, der schon auf war, um sie zu sehen.

Aber nicht lange. Als Niwa den ersten gelben Schimmer zwischen den Nebelschwaden entdeckte, kamen auch schon andere Leute aus ihren Häusern hervor. Auch sie sahen nach oben. Bald war das gesamte Dorf auf den Beinen.

Ein leichter Wind war aufgekommen und die letzten Wolkenfetzen wurden davongeweht. Jetzt war die gelbe Holzbiene genau über dem Dorf zu sehen.

Diesmal konnten alle erkennen, dass ein Mann, oder besser zwei Männer, im Inneren der Holzbiene saßen. Die Dorfbewohner begannen zu schreien: »*Cowodi, Cowodi!* Lauft um euer Leben!« Plötzlich schien jeder nur noch Gikitas Rat zur Flucht zu folgen. Manche begannen ihre Speere, Blasrohre und Pfeile, Körbe und andere Habseligkeiten zusammenzuraffen und in Richtung Dschungel loszulaufen.

Dann sah Niwa, dass die Holzbiene aufgehört hatte, über dem Dorf zu kreisen und dass sie jetzt über dem benachbarten Fluss kreiste. Er rannte hinunter zum Fluss, um näher am Geschehen zu sein. Für ihn war die Holzbiene ein Freund. Sie hatte ihn vor Mintakas Machete gerettet.

Er stand auf der Sandbank am Flussufer, als etwas Wundervolles passierte. Eine lange Ranke kam aus dem Bauch der Biene; ein schimmerndes Etwas war daran befestigt. Die Holzbiene kreiste tiefer und tiefer und gleichzeitig wurde die Ranke immer länger und länger. Das schimmernde Ding senkte sich immer weiter, bis es fast in Niwas Reichweite war. Dann plumpste es auf den Sand am Rand des Wassers.



Niwa rannte, um das Ding aufzuheben. Es war ein Metalltopf mit bunten Bändern am Rand, gefüllt mit Knöpfen und anderen seltsamen Gegenständen. Er beeilte sich, das ganze zum Dorf zu bringen. »Wenn wir sehen, was die *Cowodi* uns gebracht haben, können wir jetzt nicht weggehen«, rief er. »Schaut euch das an!«

Kurz darauf verschwand die Holzbiene über den Baumwipfeln und die Dorfbewohner kehrten in ihre Häuser zurück. Die jüngeren Kinder rissen Niwa die bunten Bänder fast aus den Händen. Sie banden sich die Bänder um ihre Köpfe und Arme. Aber Niwa behielt die Knöpfe für seinen Papagei. Akawo beanspruchte den glänzenden Topf für sich. Sie sagte, sie sei ganz sicher, dass ihre Dayuma ihn geschickt hätte.

Das andere Zeug in dem Topf fühlte sich an wie grober Sand. Es schmeckte merkwürdig und seine Mutter warf es fort.

Viele der Aucas dachten immer noch, dass es das Beste wäre, zu verschwinden, aber ihre Neugier behielt die Oberhand. Einige Tage später tauchte die Holzbiene wieder auf. Diesmal schickte sie eine Machete am Ende der langen Ranke herunter. Wieder schwang die Liane über den Sandstreifen am Ufer des Flusses, aber dann fiel das Buschmesser ins Wasser. Niwa winkte den *Cowodi* von seinem Baumstumpf im Maniokgarten aus zu, aber ehe er zum Fluss hinun-

terklettern und die Machete bergen konnte, war Gikita – der sich vollständig von seiner Krankheit erholt hatte – ins Wasser gewatet und hob das Messer auf.

Eine Machete war ein besonders wertvolles Geschenk für die Aucas. Macheten und andere Metallgegenstände waren selten im Dschungel, und die Aucas konnten sie nur durch Diebstahl von anderen Stämmen wie den Quechuas oder den Jivaro bekommen, die oft Tauschhandel mit den *Cowodi*, den weißen Kannibalen, betrieben.

Als die Holzbiene über ihnen kreiste, konnten die Aucas hören, dass die beiden Insassen ihnen etwas zuriefen, aber sie sahen sich nur an und zuckten die Achseln. Keiner verstand ein Wort von dem, was sie sagten.

Eine geschnitzte Botschaft

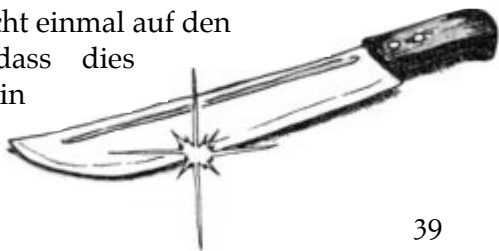
Im Oktober 1955 lief die Operation Auca auf Hochtouren. Die Missionare saßen im Wohnzimmer auf dem Boden und besprachen die weitere Vorgehensweise.

»Wir müssen die Aucas mit Geschenken für uns gewinnen«, sagte Elisabeth Elliot. Einige andere nickten zustimmend. »Wahrscheinlich waren alle Erfahrungen, die sie bis jetzt mit Fremden gemacht haben, von Gewalt geprägt«, fuhr sie fort. »Kein Wunder also, dass sie stets kampfbereit sind.«

»Wir könnten aus dem Flugzeug Geschenke abwerfen«, schlug Ed McCully vor.

Nate Saint runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht, ob das wirklich so eine gute Idee ist«, sagte er. »Ich habe mich mit meiner Schwester Rachel über die Auca-Frau unterhalten, die sie kennen gelernt hat. Sie erzählte folgendes: Als die Ölgesellschaften Geschenke aus den Flugzeugen abwarfen, dachten die Aucas, dass ihre Speere das große Tier am Bauch getroffen hätten, und dass nun die Geschenke aus dem Bauch fielen.

Sie kamen nicht einmal auf den Gedanken, dass dies Geschenke sein könnten.



Offensichtlich waren sie der Meinung, dass dies ihre Beute wäre, weil sie den großen ›Vogel‹ besiegt hatten.«

»Nein, nicht Vogel«, berichtigte Nates Frau, Marj. »Die Aucas nennen Flugzeuge ›Bienen‹.«

»Du hast Recht«, stimmte Nate zu. »Ich glaube sie sagte, dass sie ›Holzbienen‹ oder so ähnlich dazu sagen.«

»Also müssen wir ihnen die Geschenke irgendwie persönlich *geben*«, kam Ed wieder auf den Punkt. »Wir können nicht einfach etwas vom Himmel fallen lassen. Außerdem sollten wir ihnen jede Woche Geschenke bringen. Früher oder später wird ihre Feindschaft sicher überwunden, wenn sie merken, dass wir freundlich sind.«

»Tja, aber wie?«, fragte Pete Fleming. »Wie sollen wir ihnen die Geschenke geben? Ich bin nicht sicher, ob ich mich als Freiwilliger bereit erkläre, in den Dschungel zu wandern. Zumindest nicht, bis wir nicht etwas mehr Zutrauen haben können, dass sie uns nicht gleich umbringen werden.«

»Nun«, sagte Nate mit verschmitztem Lächeln, »ich habe eine Methode entwickelt, mit der Menschen so schrumpfen können, dass sie kaum noch über den Boden ragen, wenn sie Geschenke überbringen.«

»Na klar«, grinste Jim Elliot. »Ich sehe das direkt vor mir, wie sie versuchen, ein Bündel zu packen, das mit sechzig oder siebzig Stundenkilometer an ihnen vorbei fliegt.«

»Genau«, lachte Ed. »Vor allen Dingen, was tun sie, wenn sie es *doch* erwischen? Das wird nicht wie beim Football funktionieren. Es wird weitergehen und sie entweder aus den Schuhen hauen, oder den Widerstand brechen.«

»Nein, nein«, sagte Roger Youderian, »ihr versteht nicht. Nate hat ein Supersystem entwickelt. Er hat es schon einige Male ausprobiert und ich war dabei. Er fliegt ziemlich hoch einen ganz engen Kreis und das Geschenk hängt an einem langen Seil, ein paar hundert Meter unter ihm. Der Wind bläst es ein bisschen zurück, weil Nate so enge Kurven fliegt. Das Paket kommt dann ziemlich genau in der Mitte des Kreises an, so als ob es auf dem Boden eines Whirlpools läge. Durch verringern der Flughöhe kann Nate das Paket ziemlich genau dort absetzen, wohin er es haben möchte. Es funktioniert wirklich. Außer«, er wandte sich an Nate, »wenn sie das Päckchen nicht auspacken. Was tun wir dann?«

»Hmm. Das muss ich noch überlegen«, sagte Nate. »Wir müssen so etwas wie einen automatischen Öffnungsmechanismus einbauen.«

Als Nate seinen Öffnungsmechanismus entwickelt hatte, war er bereit, die erste »Lieferung«

an die Aucas zu fliegen. Er und Ed McCully bereiteten einen kleinen Kochtopf aus Aluminium vor, den sie mit Knöpfen und grob gestoßenem Steinsalz füllten. An den Henkeln befestigten sie einige bunte Bänder.

Dann kletterten sie in ihre gelbe Piper Cruiser.

»Zum Start freigegeben«, rief Nate.

»Freigegeben«, antwortete eine helle Kinderstimme von draußen. Nate drehte sich um und vergewisserte sich, dass der kleine Steve in sicherer Entfernung stand. Der Junge stand vor dem Flugzeugschuppen etwa fünf Meter entfernt und winkte ganz aufgeregt.

Nate lachte und winkte zurück. »Ist das nicht ein Lausejunge?«, stellte er lachend fest. »Er ist fast genauso verrückt nach Flugzeugen wie ich.«

»Entweder das, oder er hat die Person, die drinsitzt, sehr lieb«, sagte Ed trocken und nickte weise.

Nate drückte auf den Starterknopf. Der Propeller schepperte zwei-, dreimal herum, dann sprang die Maschine stotternd an. *Tuck-a-tuck-a-tuck. Brrrrrrr*, dröhnte es und rüttelte das kleine Flugzeug wie im Schüttelfrost. Bald schaukelte die gelbe Piper über die raue Grasnarbe der Landebahn. Nate war dankbar, hier mitten im Dschungel so eine gute Start- und Landebahn zu haben. Shell Mera war von der Shell-Ölgesell-

schaft gebaut worden. Man hatte den Stützpunkt aufgegeben, als er nicht länger gebraucht wurde. Die Missionare hatten die Erlaubnis erhalten, hier ihre Zentrale einzurichten.

Nate und Ed hatten etwa zwanzig Minuten Flugzeit hinter sich gebracht, als Nate das Flugzeug in eine steile Seitenlage brachte und mit dem Finger nach unten zeigte. »Da unten sind sie«, sagte er.

Durch den morgendlichen Dunst konnte Ed die mit Schilf gedeckten Dächer des Dorfes und einige Menschen, die ängstlich herumrannten, sehen. Als sie jedoch tiefer flogen, schienen alle Bewohner des Dorfes vom Erdboden verschluckt zu sein.

»Wohin sind sie verschwunden?«, fragte Ed.

Nate runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht. Vielleicht haben sie Angst bekommen.«

»Am besten, wir lassen das Geschenk runter und verschwinden dann von hier. Wenn sie es finden, werden sie beim nächsten Mal neugieriger sein.«

Ed öffnete die Tür und ließ das Seil, an dem der Topf hing, langsam hinunter, während Nate über dem Dorf kreiste.

»Was meinst du, sollen wir den Topf auf der Sandbank am Fluss absetzen?«, schlug Ed vor.
»Wenn du versuchst ihn im Dorf abzusetzen,

könnte es sein, dass du eines der Schilfdächer beschädigst. Das würde nicht gerade zum Aufbau freundschaftlicher Beziehungen beitragen.«

Als sie mit dem schwingenden Kessel an der Leine auf die Sandbank zuflogen, rannte ein Junge aus dem Dorf auf dem Weg zum Fluss hinter ihnen her und erreichte fast den Topf.

»He, da ist jemand«, sagte Ed.

»Jau, ich glaube, letztes Mal habe ich ihn auch gesehen«, erinnerte sich Nate.

»Woran kannst du das erkennen?«, wollte Ed wissen. »Er hat doch kein leuchtend rotes T-Shirt an, an dem du ihn leicht erkennen kannst.«

Beide Männer lachten, weil alle Aucas die gleiche Kleidung trugen ... nämlich gar keine!

»Aber ich glaube trotzdem, das ist derselbe Junge«, blieb Nate bei seiner Überzeugung.

Und dann erreichte der Topf mit den bunten Bändern den Boden, genau da, wo Nate ihn hinhaben wollte. Sofort hob der Junge ihn auf und rannte damit zum Dorf zurück.

»Okay, das war's«, lächelte Nate und stieg langsam kreisend wieder zur normalen Flughöhe auf. »Unsere erste frohe Botschaft in Zeichensprache.«

»Jawohl«, stimmte Ed zu. »Würde mich interessieren, was sie denken. Was meinst du, wissen sie über die Außenwelt um sich herum?«

Nate hob die Schultern. »Keine Ahnung. Wir wissen, dass sie schon vorher Flugzeuge gesehen haben. Die Maschinen der Ölgesellschaften flogen früher ständig über dieses Gebiet. Aber das hat nicht besonders viel zu bedeuten.«

Eine Woche später brachen sie zur zweiten Geschenkübergabe auf. Diesmal war das Geschenk eine Machete und die Aucas versteckten sich nicht. Schnell verfolgten sie zu Fuß die Flugstrecke der Piper und warteten auf den Abwurf. Aber diesmal hatten Nate und Ed nicht so gut gezielt und die Machete platschte in den Fluss.

Nur einen Augenblick später watete einer der Auca-Männer ins Wasser und barg das Buschmesser. Bald hatte sich ein halbes Dutzend Männer auf einer kleinen Sandbank versammelt, die das Geschenk genau unter die Lupe nahmen.

Ed war so begeistert, dass er die Tür auf seiner Seite öffnete, wild mit den Armen winkte und nach unten schrie: »Hallo, ihr da unten! Wir sind Freunde!«

»Komm wieder hier 'rein, ehe du noch das Übergewicht bekommst und aus der Maschine fällst«, sagte Nate. »Sie können dich von hier oben sowieso nicht hören. Außerdem, selbst wenn sie es könnten, sie verstehen doch kein Englisch!«

»Weiß ich doch«, gab Ed zu, zog seinen Kopf zurück und schloss die Tür. »Aber ich dachte,

dass sie vielleicht merken, dass ich wenigstens *versuche* freundlich zu sein.«

Nachdem die beiden nach Shell Mera zurückgekehrt waren, hörten sie beunruhigende Neuigkeiten. Ed und Marilou McCully lebten dichter an den Aucas als alle anderen Missionare. Sie lebten in einem kleinen Quechuan-Dorf namens Arajuno. Während der vergangenen Tage hatten einige der Quechuan-Männer in dem Dschungel, der das Dorf umgab, Spuren von Aucas entdeckt.

Ed runzelte die Stirn und sah Nate nachdenklich an: »Glaubst du, dass die Aucas uns ausspionieren? Wenn ja, was bedeutet es?«

Nate zuckte die Achseln und lächelte gütig. »Vielleicht sind die Aucas nur genauso brennend an einem Treffen mit uns interessiert, wie wir mit ihnen.«

Die Quechua-Indianer waren allerdings weit mehr besorgt. Sie dachten, dass die Aucas sich auf einen Angriff vorbereiteten. Ed entschloss sich dazu, ein kleines Modell von der gelben Piper anzufertigen und vor seine Haustür in Arajuno zu hängen. Wenn die Aucas sie wirklich ausspionierten, würden sie so wissen, dass er einer der Geschenke-Geber war.

Jede Woche brachten die Missionare den Aucas Geschenke, von denen sie hofften, dass sie ihre freundlichen Absichten zeigen würden. Manch-

mal war es ein Topf, oder eine Axt oder etwas zum Anziehen. Manchmal flogen sie ganz tief über die Häuser hinweg, damit die Indianer sie deutlich sehen konnten. Und manchmal banden sie einen leeren Korb ans Ende des Seiles, in der Hoffnung, die Aucas würden auch ein Geschenk hineinlegen. Wenn sie ein Geschenk erwidern würden, dann wäre das fast ein Beweis dafür, dass auch die Aucas versuchten, freundlich zu sein.

Während Nate vom Flugzeug aus Kontakt zu den Aucas aufzunehmen versuchte, arbeitete Jim Elliot mit Rachel Saint und der Auca-Frau Dayuma, um einige Worte der Auca-Sprache zu lernen. »Auf eurem nächsten Flug müsst ihr mich unbedingt mitnehmen«, sagte Jim zu Nate. »Dann kann ich mit dem Lautsprecher in ihrer eigenen Sprache zu ihnen sprechen und ihnen sagen, dass wir Freunde sind.«

Alle waren der Meinung, dies sei eine gute Idee, und so flog Jim beim nächsten Einsatz mit und rief ins Mikrophon: »Wir mögen euch. Wir sind eure Freunde.«

Wieder und wieder kreisten sie über dem Auca-Dorf und sandten ihre Nachricht nach unten, während die Indianer unter ihnen sich langsam wie aufgezogene Puppen drehten und mit über den Augen erhobenen Händen zu dem Flugzeug schauten.

»Glaubst du, sie verstehen uns?«, fragte Jim, als sie abdrehten, um nach Hause zu fliegen.

»Das weiß nur der Herr«, antwortete Nate mit einem Achselzucken. »Aber immerhin verschwinden sie nicht mehr sofort im Dschungel.«

»Was nur bedeuten kann, dass sie keine Angst mehr haben«, fügte Jim hoffnungsvoll hinzu.

»Oh, sie haben keine Angst? Angst haben sie schon lange nicht mehr«, sagte Nate. »Sie haben es immer eilig herauszukommen, um das, was wir bringen, zu schnappen, egal ob es ein Topf, eine Machete, eine Axt oder irgendein Kleidungsstück ist. Wie du sehen konntest, tragen manche ein T-Shirt oder ein paar Hosen, die wir abgeworfen haben. Aber was sie wirklich von uns verstehen, ist eine ganz andere Frage.«

Als die Missionarsfamilien sich das nächste Mal trafen, um gemeinsam zu beten und Pläne zu machen, sagte Jim Elliot: »Ich habe von der Auca-Frau Dayuma gelernt, dass die einzige Schrift der Aucas in Kerben besteht, die sie in Bäume schnitzen, um einen Weg zu markieren oder jemandem die Nachricht zu geben, dass sie dort waren. Rachel meinte, wenn wir die Bibel in die Auca-Sprache übersetzen, sollten wir sie ›Gottes Schnitzerei‹ nennen. Aber ich habe eine andere Idee. Schnitzen wir doch fünf Kerben in einen Stock, als Bild für uns fünf. Dann binden wir fünf Photographien daran – eine von jedem

von uns Männern – und nehmen das ganze mit zu unserem nächsten Flug. Auf diese Art werden sie uns langsam kennen lernen.«

»Gute Idee«, stimmten die anderen zu.

»Ich glaube wir sind fast bereit für das »erste Treffen«, sagte Jim.

Nachricht von einer vermissten Schwester

Eines Nachts wachte Niwa auf, weil er lautes Streiten hörte. Er setzte sich in seiner Hängematte auf und rieb sich die Augen. Das Feuer war fast ganz heruntergebrannt, aber die Stimmen klangen hart und zornig.

Es dauerte einige Minuten, bis Niwa wusste, wer die Streitenden waren. Er erkannte die Stimme seiner Mutter, die unter einem Vorsprung des Strohdaches mit irgendeinem Mann sprach.

»Geh weg«, sagte seine Mutter. »Du kannst Gimari nicht haben. Sie ist nur ein Kind. Außerdem hast du schon zu viele Frauen.«

»Wie kann ich zu viele Frauen haben?«, fragte die andere Stimme. »Das ist genauso, als ob ich dir sagen würde, du hast zu viele Tontöpfe. Du hast so viele, wie du möchtest, so viele, wie du brauchen kannst. Außerdem, Ipa ist jetzt meine einzige Frau.«

Jetzt wusste Niwa, wer der Mann war. Er erkannte die Stimme. Nankiwi war ein sehr grausamer Mann, der Menschen umbrachte, wann

immer sie seine Pläne durchkreuzten.



»Ipa ist *jetzt* vielleicht deine einzige Frau«, sagte Niwas Mutter, »aber nur, weil du deine zweite Frau schon umgebracht hast. Wenn ich sehe, dass du sie vielleicht auch umbringst, warum sollte ich dir meine Tochter zur Frau geben?«

»Na und? Wenn du sie nicht magst, zerbrichst du manchmal deine Tontöpfe und dann machst du neue.«

Niwa stieß das Ende eines Knüppels ins Feuer, so dass es aufloderte und er besser sehen konnte. Er sah hinüber zu Gimaris Hängematte. Sie saß dort und spielte an den dekorativen runden Bolzen in ihrem Ohrläppchen und lächelte zu Nankiwi hinüber.

»Hör auf, mit ihm zu flirten«, zischte Niwa scharf.

»Kümmere dich um deinen eigenen Kochtopf.« Seine Schwester war ein älterer Teenager und dachte, sie sollte tun können, was sie wollte.

Zu diesem Zeitpunkt wachte ihr Onkel auf, der in diesem Gemeinschaftshaus das Sagen hatte. Er sah sich verschlafen um. Woher all der Lärm kam? Nachdem er sich den Streit einige Minuten angehört hatte, sagte er: »Geh weg, du gieriges Schwein. Du hast schon mehr Kinder, als du durchfüttern kannst. Gimari wird Dyumi heiraten. Er ist ein viel besserer Mann und hat noch keine Frau.«

»Nein, werde ich nicht«, zischte Gimari aus dem Dunkel. »Und du kannst mich nicht zwingen.«

»Da, hörst du?«, argumentierte Nankiwi. »Sie sieht, dass ich sie will, und hat mich schon gewählt.«

Niwa bemerkte einen Schatten auf der rechten Seite. Es war sein älterer Bruder, Nampa, der in geduckter Haltung am Haus entlang zur Ecke hin schlich. Obwohl die meisten Auca-Häuser keine Wände hatten, hing doch an dieser Ecke von Niwas Zuhause eine gewebte Bambusmatte. Die war jetzt eine Wand, die Nampas Vorrücken vor Nankiwi verbarg. Als Niwa hinsah, bemerkte er im Mondlicht die polierte Spitze von Nampas Speer.

Niwa schaute wieder auf Nankiwi. Auch er trug einen Speer. Männer gingen selten ohne ihn irgendwohin. Aber Nankiwi stützte sich im Moment auf seinen Speer, wie auf einen Spazierstock, den Schaft auf dem Boden und die Spitze nach oben. Nankiwi rechnete nicht mit einem Angriff. Auf der anderen Seite war er ein erfahrener Jäger. Wenn er schnell genug reagierte, würde Nampa keine Chance haben.

Niwa beobachtete wie Nankiwi seine Position veränderte. Jetzt stand er mit dem Gesicht zu der Ecke hingewandt, um die Nampa gleich kommen würde. Es war eine neue Lage, die Nampa nicht sehen konnte. Er würde nicht einmal den Überraschungsmoment auf seiner Seite haben.

Niwa musste seinen Bruder warnen, aber wie? Schließlich rief er aus lauter Verzweiflung laut: »Nampa, komm hierher und bring Gimari dazu, aufzuhören!«

Es funktionierte. Nampas Arm, der den Speer hielt, sank herab. Enttäuscht kam er ins Haus. »Warum hast du das getan?«, knurrte er zwischen zusammengepressten Zähnen hervor.

»Weil er dich gesehen hätte«, flüsterte Niwa.

Nampa schaute hinüber zu den drei Erwachsenen, die immer noch stritten. Er konnte sehen, dass Niwa Recht hatte. Sein Bruder hatte ihm wahrscheinlich das Leben gerettet, aber er war immer noch wütend.

Endlich ging Nankiwi. Er überschüttete die Familie mit Beschimpfungen und Flüchen.

»Ich werde das Mädchen bekommen. Wartet nur ab, ihr werdet schon sehen.«

»Ich werde dich umbringen, wenn du es versuchst«, antwortete Niwas Onkel.

In den nächsten paar Tagen brachte der Kampf um Gimari so viele Spannungen mit sich, dass die Dorfbewohner die Besuche der Holzbiene völlig vergaßen. Jeden Tag, wenn die Männer zur Jagd aufgebrochen waren, spekulierten die Frauen, ob Nampa wohl versuchen würde, Nankiwi zu töten, oder ob Nankiwi den Onkel des Mädchens umbringen würde. Natürlich wirkte

sich die gespannte Stimmung auch auf den Jagderfolg der Männer aus und sie brachten sehr wenig Beute nach Hause.

Um diese Zeit hatte sich Moipa, Niwas Freund, von seiner Verwundung schon fast ganz erholt, die er beim Überfall am Fluss davongetragen hatte. Eines Morgens, als Niwa, Dabu und Moipa zum Tonhügel hinaufstiegen, um dort zu spielen, unterhielten sie sich über die Aufregung, die durch Niwas Schwester entstanden war. Während sie Wasser auf den Hügel spritzten, um ihn schön glitschig zu bekommen, damit man gut darauf rutschen konnte, sagte Moipa: »Wenn deine Mutter und dein Onkel nicht wollen, dass Gimari Nankiwi heiratet, warum verheirateten sie das Mädchen nicht einfach mit Dyumi?«

Plötzlich schien die Lösung klar auf der Hand zu liegen.

Hochzeit war bei den Aucas eine ganz einfache Sache. Alles, was man tun musste, war dem Dorf bekannt zu geben, dass eine Hochzeit stattfinden würde. Dann wurde die Hochzeit bei einem Tanz, oder einfach während man beim Feuer saß, vollzogen. Ein Dorfbewohner nahm die Hand des Mädchens und jemand anders die Hand des Bräutigams. Die beiden Hände wurden zusammengelegt. Dieses öffentliche und formelle Zusammenlegen der Hände bedeutete: Die beiden waren nun verheiratet.

Erleichtert, eine so einfache Lösung des Problems entdeckt zu haben, konnte Niwa den Vormittag mit Matsch und Wasser so richtig genießen.

Aber kurz nachdem sie wieder ins Dorf gekommen waren, tauchte die Holzbiene auf, und Niwa vergaß ganz, seinem Bruder von seiner Idee zu erzählen.

Nachdem das Geschenk Bündel abgeworfen worden war, kreiste die Holzbiene im Tiefflug über dem Dorf und plötzlich hörten die Dorfbewohner eine Stimme, die aus dem Bauch dieses lauten Ungetüms zu ihnen redete.

»*Biti miti punimupa!*«, sagte die Stimme aus der Holzbiene. »*Biti miti punimupa!*«

Die Leute sahen sich an. Die Worte waren nicht richtig ausgesprochen und auch schwer zu verstehen. Endlich hatte jemand verstanden und rief den anderen zu: »Wenn sie vom Himmel her spricht, die Holzbiene, dann sagt sie: Ich mag euch! Ich mag euch!«

»Ja genau«, stimmte ein anderer zu. »Sie sagt, ›Ich mag euch! Quatsch, von einem Insekt so etwas zu hören.«

Alle nickten und stimmten zu, dann brachen sie in lautes Gelächter aus. Warum sollte die Holzbiene wohl sagen: ›Ich mag euch? Das war das Merkwürdigste, das sie jemals gehört hatten.

Niwa stand bei den anderen Dorfbewohnern und schaute zum Himmel. Er hielt die Hand über die Augen, um besser sehen zu können, und beobachtete die Holzbiene, wie sie Kreise flog und immer wieder ihren dummen Satz sagte. Wer hatte je von einer Holzbiene gehört, die sagte: ›Ich mag euch‹? Wie konnte ein Insekt sprechen? Wie konnte es die Leute am Boden mögen?

»Glaubst du, die Holzbiene spricht mit den *Cowodi*, die in ihrem Bauch sitzen?«, fragte Moipa seinen Freund.

»Wer könnte so etwas sehen?«, antwortete Niwa. »Sie sind sehr seltsame Geschöpfe; nicht wie die Hummeln, mit denen wir spielen.«

Es war ein häufiges Spiel bei den Auca-Kindern, dass sie Hummeln einfingen – natürlich vorsichtig, damit sie nicht gestochen wurden. Dann banden sie eine dünne Palmfaser an die Hummel, hielten das Ende fest und »führten« das Tier eine Weile spazieren. Es war ein sehr beliebtes Spiel und brachte sie dazu, zu denken, dass sie einfach alles über Bienen wüssten. Zweifellos konnten Bienen nicht sprechen.

In diesem Augenblick flog Niwas Papagei von seiner Stange im Haus weg und landete auf Niwas Schulter. Die Federn an seinen Flügeln waren gekürzt worden. Dadurch flog er nicht mehr besonders gut und wenn er landete, musste er

oft seine Klauen tief in den Untergrund graben, bis er seine Balance wiederhatte.

»Autsch!«, schrie Niwa.

Der Papagei senkte seinen Kopf und sagte: »Biti miti punimupa! Biti miti Punimupa!« »Ich mag euch! Ich mag euch!«

Alle lachten.

»Na also!«, sagte Niwa, »manche Geschöpfe können sprechen.«

»Aber Insekten können nicht sprechen, egal wie groß sie sind«, sagte Niwas Tante Mintaka. »Das muss ein Trick von den *Cowodi* sein.« Sie schien davon absolut überzeugt zu sein. »Sie wollen uns eine Falle stellen.«

Einige Leute nickten zustimmend. Das war die einzige logische Erklärung.

»Ich denke immer noch, wir sollten weiterziehen«, sagte Gikita.

Eine Woche später war die Holzbiene wieder da. Niwa ging mit einigen anderen Bewohnern aus dem Dorf, um das Geschenk abzuholen. Diesmal war es ein Bündel mit Kleidungsstücken. Sie rissen es schnell auseinander und sahen sich die leuchtend bunten Hemden und Hosen an.

In der Mitte des Bündels war ein Stock in graue und weiße viereckige Blätter sorgfältig eingewickelt. Gikita war unter denen, die das Geschenk auspackten. Er riss die viereckigen Blät-

ter von dem Stock ab und warf sie ins Feuer. Sie rollten sich auf und standen bald lichterloh in Flammen. Niwa konnte sehen, dass in den Stock fünf Kerben geschnitzt waren, und er erkannte, dass dies eine Botschaft war, aber Gikita schien nicht zu verstehen, was dies bedeuten sollte. Nachdem er ihn untersucht und gedreht und nichts entdeckt hatte, warf er den Stock beiseite und zog sein neues rotes Hemd an.

Niwa ging hinüber, um sich den Stock genauer anzusehen. Wenn dies eine geschnitzte Botschaft war, was bedeutete sie? Er hob den Stock auf und nahm ihn mit nach Hause. »Mutter, dies kam von der Holzbiene. Ich glaube, es bedeutet etwas Gutes. Soll ich es zu Karea, dem Mediziner, bringen?«

»Was willst du mit einem alten Stock?«, fragte Gimari, die an einer Armbinde webte – wie sie sagte für ihre Hochzeit mit Nankiwi – egal, was alle anderen dazu sagten.

Ihre Mutter Akawo betrachtete den Stock lange und eingehend. Dann sagte sie: »Es ist nicht nötig, den Stock zu Karea zu bringen. Ich kann hören, was er sagt. Er ist von eurer Schwester Dayuma. Sie sagt dadurch, dass sie lebt. Seht, die fünf Kerben sind meine fünf Töchter. Obwohl sie vor acht Jahren verschwand, habe ich doch nie die Hoffnung aufgegeben, meine Dayuma wiederzusehen. Jetzt sehe ich, dass sie am Leben ist!«

»Das ist eine gute Nachricht!«, stimmte Niwa zu. »Glaubst du, sie kommt nach Hause?«

Niwas Mutter runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Ich höre, dass die *Cowodi* Kannibalen sind, aber vielleicht nicht alle. Wenigstens haben sie meine Dayuma nicht gegessen. Aber wer kann sehen, ob sie nach Hause kommt?«

»Wenn sie Dayuma nicht gegessen haben«, sagte Gimari entschlossen, »dann werde ich auch zu ihnen gehen, wenn ihr mich Nankiwi nicht heiraten lasst.«

»Das würdest du nicht wagen«, weinte Akawo. »Eine Tochter zu verlieren, war schon fast zu viel für mich. Ich bin vor Kummer fast gestorben. Jetzt, da sie mir eine Nachricht geschickt hat, ist mein Herz voller Freude. Du würdest nicht wagen, auch davonzulaufen.«

Die ganze Woche über dachte Niwa über die weißen Männer nach, die dort im Bauch der Biene flogen. Wenn Dayuma dort bei den *Cowodi* lebte und jetzt eine Nachricht nach Hause schickte, dann sollten sie ihr als Familie eine Nachricht zurückschicken. Aber was könnte das sein?

Schließlich hatte Niwa eine Idee. Er würde Dayuma ein Geschenk schicken. Er würde ihr das Beste schicken, das er besaß. Er würde seinen zahmen Papagei schicken.

Palm Beach

Ed McCully langte hastig nach dem metallenen Griff unter der Frontscheibe des kleinen Flugzeugs, um sich festzuhalten, als die Maschine plötzlich nach links kippte. Dann schoss sie auf den Boden zu und drehte sich rasant im Kreis. »Mann«, schrie er Nate Saint an. »Was machst du?«

»Schau mal da 'runter«, sagte Nate aufgeregt und zeigte mit dem Finger auf den Fluss unter ihnen.

»Wo sollte ich denn sonst hinsehen? Du hältst ja gerade drauf zu. Meinst du nicht, du könntest es ein bisschen lockerer angehen? Mir kam fast das Frühstück hoch – wo ich heute noch gar keins hatte.«



»N'tschuldigung«, sagte Nate, als er die Maschine wieder stabilisierte. »Aber sieh mal – ich glaube, wir haben unser ›Palm Beach‹ gefunden.« Dann flog er eine sanfte Rechtskurve.

Ed schaute aus dem Seitenfenster und studierte den Fluss unter ihnen. Die beiden waren auf dem Rückflug von der

wöchentlichen Geschenklieferung an die Aucas.
»Meinst du diese Sandbank da unten?«, wollte Ed wissen. »Aber die ist so klein. Du kannst mit diesem Ding da unten niemals landen.«

»Gehen wir runter und versuchen es. Ich suche diesen Fluss schon ab, seit wir hierher fliegen, und das ist die beste, die ich gefunden habe. Es sind so viele Haarnadelkurven im Flusslauf, dass nur ganz wenige Uferabschnitte lang genug sind, um darauf zu landen. Die schweren Regenfälle letzte Woche müssen den Fluss wirklich aufgewühlt haben, und dabei ist diese wunderschöne Sandbank entstanden.«

Ed behielt die Hand am Haltegriff, denn die Maschine flog wieder nach unten, wenn auch Nate diesmal etwas sanfter lenkte. Als die Maschine etwa zehn bis zwölf Meter über den Bäumen war und die Sandbank vor ihnen lag, sagte Ed: »Wir schaffen das nie, Nate. Die Bäume am Ende sind zu hoch. Du kannst nicht früh genug unten sein, um hier Bodenkontakt zu bekommen.«

»Sei da nicht so sicher«, antwortete Nate. »Pass mal auf.«

Als der letzte Baum passiert war, legte sich die Maschine plötzlich auf die Seite und schoss steil nach unten auf die Sandbank zu. Das Manöver hatte einen ziemlichen Effekt auf den Magen, denn man hatte das Gefühl, keine Kontrolle mehr zu haben. Dann, im letzten Augenblick,

riss Nate die Maschine wieder in die waagerechte Position und sie sausten ungefähr zweieinhalb Meter über der Sandbank dahin.

Am anderen Ende angekommen, zog Nate den Steuerknüppel zurück und gab Gas. Die kleine Piper schoss nach oben und fing sich in einer leichten Linkskurve. »Wie sah's auf deiner Seite aus?«, fragte er.

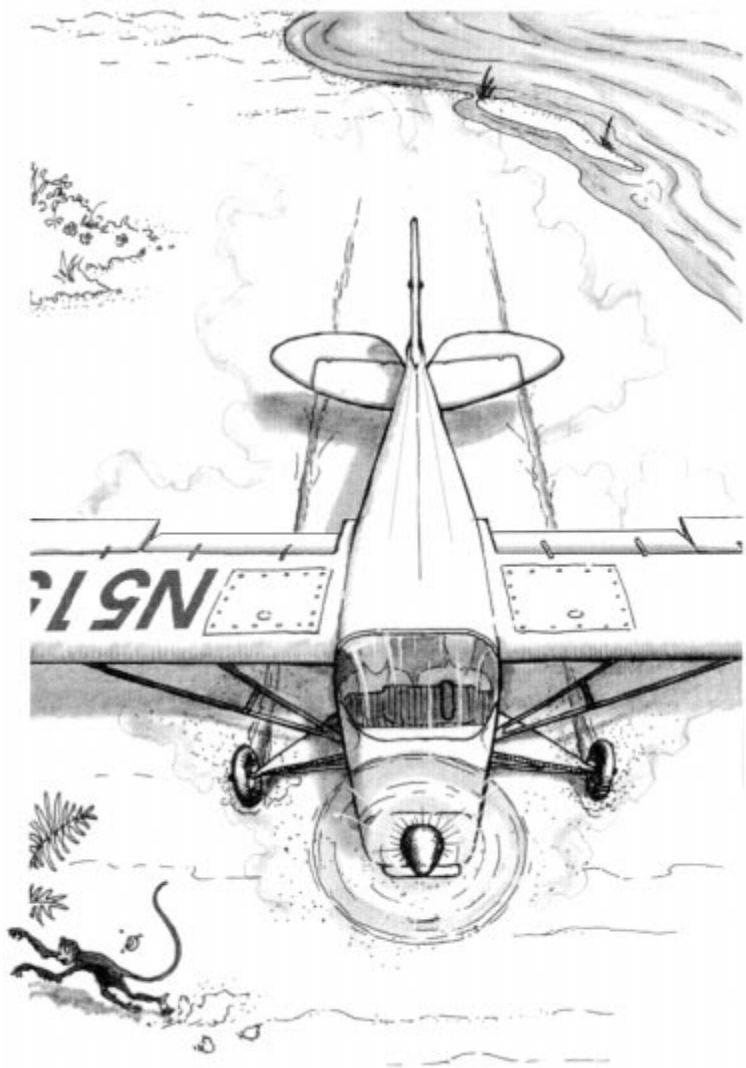
»Keine Ahnung! Ich hatte zu viel Angst um hinzuschauen.«

»He, du sollst aufpassen, ob Knüppel oder Stöcke im Sand liegen, damit wir wissen, ob es sicher ist und wir runter gehen können«, sagte Nate. Einen Augenblick später fügte er noch hinzu: »Wir fliegen zurück und sehen uns die Sandbank noch einmal an. Ich wünschte, wir würden gegen den Wind fliegen. Es wäre viel sicherer, gegen den Wind zu landen und zu starten, aber es gibt keine Möglichkeit von der anderen Seite aus einzufliegen.«

Diesmal zwang Ed sich, die Augen aufzuhalten und den Strand nach Stöcken, Knüppeln und scharfen Felstücken abzusuchen. Er konnte nichts entdecken und teilte Nate das Ergebnis mit.

»Gut«, meinte Nate, »was meinst du, wie lang ist die Sandbank?«

»Keine Ahnung«, antwortete Ed. *Zweifellos zu kurz für eine Landung*, dachte er, als er sich erin-



nerter, wie schnell sie von einem Ende zum anderen geflogen waren.

»Nun, wir werden das überprüfen. Siehst du die Papiertüten auf dem Boden hinter deinem Sitz?«

Ed drehte sich um. »Du meinst die Mehltüten?«

»Genau. Aber das ist kein Mehl. Es ist Farbpulver. Wenn wir diesmal über den Sandstreifen fliegen, öffnest du bitte deine Tür und wirfst *genau* dann, wenn ich es dir sage, eine Farbtüte hinaus. Dann nimmst du die zweite Tüte und wirfst sie, wenn ich es dir sage. Wir werden in gleichbleibender Geschwindigkeit fliegen und die zweite Tüte sollte den Strand einhundertundachtzig Meter nach der ersten ›Bombe‹ treffen. Auf die Weise können wir abschätzen, wie lang der Strand ist.«

Der »Farbbombenabwurf« klappte gut und zeigte, dass der Strand ungefähr zweihundertundzehn Meter lang war. »Gut«, vermerkte Nate, als sie noch einmal die Strecke abflogen. »Wir können es schaffen, wenn der Sand nicht zu weich ist.«

»Wie kannst du denn feststellen, ob er fest genug ist, oder nicht?«

»Wir streifen mit den Rädern den Boden, ohne wirklich zu landen. Wenn sie nicht zu tief einsinken, dann ist alles in Ordnung.«

»Und wenn sie einsinken?«

»Na ja«, antwortete Nate, »sie könnten stecken bleiben und wir landen auf der Nase, oder sogar auf dem Rücken, je nachdem wie schnell wir sind. Aber ...« Er biss sich auf die Lippe und konzentrierte sich, denn die letzten Bäume kamen immer näher.

Nate senkte die Maschine etwas und die Räder streiften leicht den Boden. Die Piper schlingerte ein wenig, aber Nate fing sie gleich ab, indem er den Steuerknüppel nach hinten zog und ein wenig Gas gab. Sie war wieder frei. Dann versuchte er es noch einmal und diesmal rollten die Räder glatt über dreißig oder fünfunddreißig Meter Sandstrand, ehe Nate den Knüppel nach vorn drückte und wieder durchstartete.

»Siehst du«, sagte Nate als sie immer höher in den blauen Himmel aufstiegen. »Ich glaube wir haben eine Landebahn gefunden – und gar nicht weit von unseren Aucas entfernt – wenn der Fluss nicht wieder Hochwasser hat und alles wegspült.«

Als die beiden an diesem Dezembernachmittag ins Missionshaus von Shell Mera eintraten, hatten sie beide ein breites Lächeln auf dem Gesicht. »Ich glaube, wir haben unser ›Palm Beach‹ gefunden«, verkündete Ed.

»Euer was?«, fragte Elisabeth Elliot, während sich auch die anderen Missionare zu ihnen gesellten.

»Unser ›Palm Beach‹«, wiederholte Ed. »Wisst ihr, so einen schönen einladenden Platz, wie Palm Beach in Kalifornien oder Palm Beach in Florida – einfach ein schöner Platz, um die Aucas einzuladen und eine erste Begegnung stattfinden zu lassen.«

»Genau«, bekräftigte Nate. »Und es sieht wirklich gut aus.«

Jim Elliot trat nach vorn und reichte beiden Männern ein Glas kalten Fruchtsaft. »Wo ist es?«, wollte er wissen.

Mit seiner freien Hand schob Nate seine Baseball-Kappe zurück und kratzte sich am Kopf. »Ich würde sagen, es ist nicht weiter als ungefähr acht Meilen Luftlinie von ihrem Dorf. Aber mit all den Hügeln und so weiter, würde man einen Fußmarsch von ungefähr zehn oder zwölf Meilen brauchen, um dorthin zu kommen – etwa einen halben Tag Zeit. Nicht schlecht, oder?«

Aufgeregt beschrieben sie ihre abenteuerlichen Testflüge und die Ideen, die sie schon hatten: Wo man das Lager errichten könnte und wie man die Aucas dazu bewegen konnte, sie überhaupt zu besuchen.

»Es wird einige Reisen brauchen, bis wir all die Dinge, die wir benötigen, dort haben«, sagte Nate. »Und die größte Herausforderung wird es für den Mann sein, den ich als ersten allein dort

zurücklasse. Wenn die Aucas den Platz nämlich beobachten, weil wir ständig hin und her fliegen, würde ein unbewaffneter Mann keine Chance haben, falls es ihnen in den Sinn kommt, anzugreifen.«

»Du hast also nicht vor, Waffen mitzunehmen?«, fragte Jim nach.

»Nicht zur Verteidigung gegen die Aucas«, antwortete Nate. »Aber wie steht's mit Tieren? Dort draußen gibt es Jaguare, Anacondas und Krokodile. Ich denke, wir sollten nicht ganz ohne Schutz dorthin gehen.« Die Vorstellung einer riesigen Anaconda-Schlange, die einen erwachsenen Mann zu Tode quetschen konnte, verursachte ihm eine Gänsehaut, und er versuchte den Gedanken schnell wieder loszuwerden. »Und was ist mit Jagen?«, fuhr er fort. »Wenn's irgendwelche Probleme gibt, Nachschub einzufliegen, werden wir uns selbst um unser Essen kümmern müssen.«

»Und sollten die Aucas angreifen«, sagte Pete Fleming, »könnten ein oder zwei Schuss in die Luft sie verjagen. Das wäre besser für sie – und vor allen Dingen für uns – als wenn jemand getötet würde.«

Jim nickte. »Ich vermute, du hast Recht.«

Schließlich wurde beschlossen, dass sie zwei Revolver mitnehmen würden, zum Schutz vor wilden Tieren und ein Gewehr, um kleineres

Wild zu jagen. Aber sie würden die Waffen immer versteckt halten. Sie trafen eine Abmachung, dass sie niemals – auch nicht im Falle eines Angriffs – auf die Indianer schießen würden. Alles, was sie tun würden, wäre einen Warnschuss in die Luft zu feuern, in der Hoffnung, die Angreifer damit zu verjagen.

»In diesem Fall solltet ihr euch absolut sicher sein, dass sie freundlich gesonnen sind, ehe ihr da hineingeht.«

In der darauf folgenden Woche hatten Nate und Ed gerade wieder ein Geschenk am Seil zu den erwartungsvollen Indianern hinuntergelassen, als Ed plötzlich sagte: »Warte mal Nate. Zieh nicht so schnell hoch. Ich glaube, das Seil hängt fest. Oder jemand hält sich daran fest.«

Nate flog weiter in einem engen waagerechten Kreis, um das Seilende an derselben Stelle zu belassen.

»Alles klar, jetzt ist es los«, sagte Ed und begann das Seil einzuholen. »Aber nein, warte mal einen Augenblick. Da hängt irgendetwas dran.« Begeistert rief er im Motorenlärm: »Sie haben etwas daran festgebunden.«

»Du hast Recht«, bestätigte Nate. »Sieht aus wie ein Paket. Ich glaube, das ist ein Geschenk!«

»Halleluja«, jubelte Ed. »Das muss der große Durchbruch sein.«

Sie versuchten nicht, das Paket ins Flugzeug zu ziehen, aus Angst eine Windböe könnte es gegen das Heck schleudern und beschädigen. So baumelte es ein paar hundert Meter unter dem Flugzeug, während sie langsam nach Hause flogen. Als sie ankamen, setzten sie es vorsichtig am Anfang der Landebahn ab, genau so, wie sie es mit den Geschenken für die Indianer auch immer taten. Dann kappte Ed das Seil, sie drehten um und setzten zur Landung an.

Als sie bei dem Paket ankamen, entdeckten sie, dass es ein Käfig aus Bambusstangen war, der mit einem Tuch abgedeckt war. In dem Käfig saß ein wunderschöner Papagei, der an einem Stück Banane knabberte.

»Die Aucas sind freundlich gesonnen«, verkündete Nate den anderen Missionaren, die alle angerannt kamen. Er hielt den Käfig hoch. »Und das hier ist der Beweis. Sie schenken uns jetzt auch etwas.«

Ed McCully nickte bescheiden. »Ich denke, wir sind bereit hineinzugehen.«

Später an diesem Abend, sagte Nate Saint zu seinem Sohn Steve, den er gerade unter die Bettdecke steckte: »Möchtest du diesen bunten Papagei gerne haben, den ich heute mitgebracht habe?«

»Klar möchte ich«, sagte Steve, »er ist toll!«

»So hast du, wenn ich unterwegs bin, immer etwas, mit dem du spielen kannst und das dich an mich erinnert.«

»Danke, Dad.« Der kleine Junge umarmte seinen Vater ganz fest und drückte ihn. Dann schief er ein und träumte von Papageien, Flugzeugen und seinem Dad.

Die Ausreißer

Akwo war ganz begeistert von dem Gedanken, dass ihre vermisste Tochter ihr mit der Holzbiene Geschenke schickte. Sie bat Niwa, hoch oben in einem Baum eine Plattform zu bauen, damit er von dort ins Innere der Holzbiene schauen konnte, wenn sie das nächste Mal über das Dorf flog. »Vielleicht sitzt sie ja drin und begleitet die *Cowodi*«, sagte sie. »Wenn du sie siehst, kannst du ihr vielleicht zuwinken.«

Niwa entschied sich für einen alten Balsabaum am Rand des Gartens. Seine Krone war vor einigen Jahren durch einen Blitzschlag gekappt worden, aber er war immer noch der höchste Baum der Umgebung. Drei Tage lang hieb er mit der Machete in eine Seite des Baumes Trittstufen. Dann schaffte er dicke Bohlen nach oben, um dort eine Plattform zu bauen. Er verband die Stämme mit starken Pflanzenranken. Schließlich war alles fertig und er war bereit für den nächsten Besuch der Holzbiene.

Als er das dumpfe Röhren in der Ferne hörte, kletterte er in Windeseile auf den Baum zu der Plattform. Sie war so weit oben, dass die leiseste Windbrise sie zum Schwan-



ken brachte. Niwa schaute nicht nach unten, aus Angst, dass ihm schwindelig würde.

Einige Augenblicke später glitt die gelbe Holzbiene im Tiefflug über Tiwaeno. Niwa hatte gedacht, dass er auf gleicher Höhe mit der Biene sein würde, aber er war immer noch ein ganzes Stück tiefer. Trotzdem konnte er die beiden weißen Männer deutlich sehen und er winkte ihnen heftig zu. Sie winkten zurück, aber es war keine Spur von Dayuma zu sehen.

Einige der Dorfbewohner hatten beobachtet, wie Niwa in der vergangenen Woche den Käfig mit dem Papagei an das Seil gebunden hatte. Das hatte für große Aufregung gesorgt. »Warum den *Cowodi* Geschenke schicken?«, fragten sie. Niwa erklärte, dass er die Weißen nicht für Kannibalen hielt. Warum keine Freundschaft mit ihnen schließen? Aber die anderen waren nicht seiner Meinung. Sie misstrauten den *Cowodi* immer noch. Auf der anderen Seite war Tauschen – sogar mit Feinden – ein gutes Geschäft – wenn man vorsichtig blieb. Außerdem konnten die *Cowodi* auf diese Weise dazu ermutigt werden, mehr Äxte und Macheten zu schicken. Denn das war es, was sie wirklich haben wollten. Wer brauchte alberne Kleidung und geschnitzte Stöcke, eingewickelt in viereckige, graue Blätter?

Von seinem Aussichtspunkt hoch oben im Baum konnte Niwa beobachten, wie einer der Männer

aus dem Dorf ein Geschenk an die lange Ranke band, die von der Biene herabhing. Niwa wusste, was es war – ein Kopfschmuck mit vielen Federn, an dem Kimo die ganze Woche hindurch gearbeitet hatte. Die Holzbiene zog das Geschenk hoch und fing wieder an zu sprechen: Niwa glaubte wieder die alte dumme Botschaft zu hören: »*Biti miti punimupa! Biti miti punimupa!* Ich mag euch! Ich mag euch!«

Schließlich kreiste die Biene immer höher und verschwand über dem Dschungel. Niwa hatte seine ältere Schwester nicht gesehen. Er stieg vom Baum herab und ging langsam nach Hause, um seiner Mutter alles zu erzählen.

»Wenn Dayuma nicht in der Holzbiene mitfliegt«, folgerte sie nach Niwas Bericht, »dann muss sie dort leben, wo die Holzbiene herkommt. Konntest du sehen, wo sie hinflog? Kannst du hören, wo sie ihr Nest baut? Wenn sie nicht mit der Holzbiene zu uns kommen kann, dann müssen wir zu ihr reisen.«

Niwa zuckte die Achseln. Die Holzbiene war fortgeflogen, weit weg über den Dschungel. Niwa war sicher, dass sie niemals eine so lange Reise unternehmen konnten. Als er seiner Mutter das sagte, protestierte sie. »Das ist nicht wahr. Ein paar von unseren Leuten waren schon dort, wo die *Cowodi* leben. Sie haben gesehen, wie die Holzbienen landeten und in ihr Nest

krochen. Auch wir müssen eine solche Reise unternehmen.«

Am Abend sprach Gikita ernst mit Kimo, weil er den *Cowodi* ein Geschenk geschickt hatte. »Das ist dumm«, sagte er. »Erst schickt dieser Junge, Niwa, etwas. Jetzt schickst du etwas. Und heute hörten wir noch mehr dummes Geschwätz von diesem gelben Insekt. Ich glaube, das ist alles ein Trick. Was ist, wenn eure Geschenke, die *Cowodi* direkt hierher in unser Dorf Tiwaeno bringen? Was sollen wir dann tun?«

Kimo antwortete verächtlich: »Wenn die *Cowodi* nach Tiwaeno kommen, dann töten wir sie.«

»Nachdem du immer noch nicht verstehst, meinst du, dass das so leicht sein wird, wie einen Moskito zu schlagen«, schalt Gikita ihn. »Hast du schon vergessen, was das letzte Mal geschah, als wir *Cowodi* töteten? Immer mehr von ihnen kamen mit ihren Stöcken, die laut knallen. Sie töteten viele Aucas, ehe wir in den Dschungel flüchten konnten. Wir wollen sie hier nicht haben!«

Während des Gesprächs hatte Nankiwi, der Mann der Niwas Schwester bekommen wollte, mit glänzenden Augen still zugehört. Sonst war er immer Feuer und Flamme, wenn Töten das Thema war, warum also war er jetzt so schweigsam? Niwa wunderte sich. Er traute ihm nicht. Dieser Mann plante irgendetwas.

Als Niwa die Holzbiene das nächste Mal brummen hörte, kletterte er wieder auf seine Aussichtsplatte, um zu sehen, wie sie ihr Geschenk ablieferte. Diesmal wurde allerdings nichts an einer Ranke herabgelassen. Stattdessen kreiste die Biene immer tiefer über dem Dorf und gab merkwürdige Laute von sich. Die Aucas dachten sich, dass sie wohl zu sprechen versuchte. Nachdem sie vorher immer »Ich mag euch« gestammelt hatte, schien das hier »Kommt morgen, Kommt morgen« zu heißen. Aber was konnte das bedeuten?

Niwa beobachtete, wie die Holzbiene über den Dschungel davonflog. Plötzlich merkte er, dass sie diesmal eine etwas andere Richtung als sonst einschlug. Und dann konnte er etwas Aufregendes beobachten. Auf einmal fiel die Biene nach unten und verschwand!

Niwa wartete darauf, dass sie wieder auftauchen würde, genauso wie eben, als sie tief über das Dorf geflogen war. Aber sie tauchte nicht wieder auf und er konnte ihr Summen nicht mehr hören. Er dachte kurz nach. Die Biene war in dem Tal des Curaray-Flusses verschwunden. Aber sie tauchte nicht wieder auf. Das konnte nur eins bedeuten: Sie musste dort ein Nest haben. Sie war in ihrem Nest gelandet. Vielleicht hatte sie in ihrem Nest *Cowodi*. Wenn das stimmte, dann waren sie sehr nahe am Dorf.

Mit zwiespältigen Gefühlen im Herzen, stieg er vom Baum herunter. Sollte er jemandem von seiner Beobachtung erzählen? Seine Mutter würde sicher sofort aufbrechen wollen, um Dayuma zu suchen. Niwa war nicht sicher, ob das so eine gute Idee war.

Im Dorf herrschte große Aufregung als er eintraf. Jeder hatte die Biene gehört, als sie sagte: »Kommt morgen«. Aber wohin, überlegten sie. Und diesmal hatte es auch kein Geschenk gegeben. Waren die *Cowodi* wütend? War es ein Trick, um sie in den Dschungel zu locken?

Schließlich konnte Niwa sein Wissen nicht länger zurückhalten. »Nein«, sagte er, »das ist kein Trick. Die Holzbiene ist nicht so weit entfernt von hier. Sie hat ein neues Nest am Curaray. Ich sah wie sie im Tal nach unten flog und nicht wieder aufstieg. Sie ist dort gelandet.«

»Du hast das gesehen? Wo? Erzähle uns alles ganz genau!«, verlangten seine Nachbarn, die sich jetzt um ihn drängten. Niwa erzählte also alles, was er beobachtet hatte – wie die Holzbiene nach dem letzten Besuch weit über den Dschungel davongeflogen war. Diesmal jedoch war sie ganz in der Nähe gelandet.

Akawo war ganz aufgeregt. Wie Niwa angenommen hatte, war sie ganz sicher, dass die Holzbiene ihre Tochter mitgebracht hatte. »Jetzt wird sie zurückkommen«, sagte sie. »Meine

Tochter kommt nach Hause. Meine Tochter kommt nach Hause.«

»Ha!«, bellte Gikita. »Du denkst, deine Tochter kommt wieder nach Hause. Es kommen nur Kannibalen. Wir müssen aus Tiwaeno fliehen!«

Niwa hatte mit solch einer Reaktion nicht gerechnet. Manche der Dorfbewohner waren so erschrocken, dass sie drauf und dran waren, ihre Hängematten, Töpfe und Blasrohre zusammenzuraffen und in den Dschungel zu rennen. Andere besprachen die Möglichkeit, die *Cowodi* einfach zu töten, bevor sie eine Chance zum Angriff hatten.

Während die Dorfbewohner miteinander beratschlagten, sah Niwa, wie Gimari und Nankiwi verstohlen mit einander tuschelten. Plötzlich trat Gimari nach vorn und verkündete ihrer Mutter und allen anderen laut: »Wenn ich Nankiwi nicht heiraten darf, dann reiße ich aus und gehe zu den *Cowodi*.«

»Nein«, jammerte Akawo. »Sie werden dich töten.«

Niwa war verwirrt. Auf der einen Seite schien seine Mutter fest zu glauben, dass Dayuma gesund war und wohlbehalten bei den *Cowodi* lebte. Andererseits war sie überzeugt, dass Gimari getötet werden würde, wenn sie dorthin lief. Was passierte hier eigentlich?

Gimari schob wie ein schmollendes Kind die Unterlippe vor. »Warum sollte es mir etwas ausmachen, getötet zu werden?«, fragte sie. »Was könnte schlimmer sein, als hier in Tiwaeno mit dir zu leben?« Sie marschierte auf den Pfad zu, der zum Curaray-Fluss führte.

Nankiwi sah die Gelegenheit, mit Gimari allein zu sein, und rannte hinter ihr her. Jetzt merkte Niwa, was vor sich ging. Hier drehte sich alles um den Streit über Gimaris Hochzeit mit Nankiwi. Alle Dorfbewohner wussten, dass Gimaris Mutter und Onkel eine solche Ehe ablehnten. So weitgehende Meinungsverschiedenheiten konnten zum Töten führen. Das war ja auch schon fast der Fall gewesen.

In der Krise, die jetzt wegen der *Cowodi* herrschte, würde niemand hinter den beiden herrennen, wenn sie einfach ausrissen. Würden sie später wieder im Dorf auftauchen, würde man sie als Ehepaar akzeptieren. In dem Dorf mit weniger als fünfzig Einwohnern waren nur sieben der Erwachsenen Männer, nach all den Kämpfen zwischen den verschiedenen Auca-Gruppen zurückgeblieben. Wenn die Zahl der Männer noch weiter abnehmen würde, könnten die anderen Dorfbewohner nur schwer im Kampf ums Überleben bestehen. Es wären nämlich nicht genug Männer da, um das Jagen, Fischen und die Verteidigung des Dorfes zu übernehmen. Was konnte getan werden, um Gimari aufzuhalten?

Aber Akawo war noch nicht bereit aufzugeben. Als Mutter des Mädchens war sie auch gegen eine Heirat. »Bitte«, bat sie, »jemand muss mit ihnen gehen, damit sie nicht heiraten. Ich würde selbst gehen, aber Nankiwi würde mich umbringen. Bitte, würde nicht jemand gehen?«

»Ich werde gehen«, bot Niwa an.

Alle lachten. »Wozu sollte das gut sein? Du könntest sie nicht davon abhalten zu heiraten«, sagte seine Tante Minkata.

Solche Reden brachten Niwa in Verlegenheit und machten ihn wütend. Er war nicht so jung und hilflos. Er würde den beiden auf jeden Fall nachgehen. Angenommen, Gimari würde ihre Drohung wahr machen und zu den *Cowodi* gehen. Die wollte er sich genau anschauen und die Holzbiene auch. Dies konnte seine Chance sein.

Schließlich wurde beschlossen, dass Minkata, die Tante, den beiden folgen sollte. Als ältere Frau und Verwandte würde sie eine gute Anstandsdame abgeben.

Niwa folgte seiner Tante Minkata in den Dschungel, hielt aber Abstand. Er hatte kein Vertrauen mehr zu ihr, nachdem sie ihn mit der Machete verfolgt hatte. Der Dschungel barg viele Gefahren in sich, das wusste er gut. Von ihr allein erwischt zu werden, würde seine Lage jedoch noch verschlimmern.

Abends hatte Minkata das Paar eingeholt. Niwa entdeckte die Gruppe unter einer Bananenstau-
de in eine heftige Diskussion verwickelt. Nanki-
wi hob seinen Speer hoch über den Kopf und
versuchte Minkata durch diese Drohgebärde zu



verscheuchen, aber sie ließ sich nicht vertreiben. Schließlich versuchte Gimari denselben Trick, den sie im Dorf benutzt hatte: »Wenn ich Nankiwi nicht heiraten darf, gehe ich zu den *Cowodi*. Ob sie mich umbringen, ist mir egal.«

Sie ging ein paar Schritte weg von ihnen, aber dann merkte sie, dass die Dunkelheit einbrach und es zu spät war, um weiterzugehen. Minkata und Nankiwi standen und beobachteten sie, bis sie umdrehte und zu den beiden zurückkam. Wieder redeten sie, aßen Bananen und schlugen ein Nachtlager auf. Doch Niwa konnte von ihren Gesprächen nur einzelne Worte verstehen.

Ohne etwas zu essen, rollte Niwa sich zwischen den hohen Pfahlwurzeln eines Kapokbaumes zusammen und versuchte sich warm zu halten. Bald war er eingeschlafen.

Am nächsten Morgen wurde er durch lautes Streiten geweckt. »Warum gehst du nicht heim, alte Frau«, schrie Nankiwi. Gimari und er marschierten weiter in den Dschungel hinein. Aber Minkata folgte ihnen im Abstand von einigen Metern.

Niwa beeilte sich, damit er sie zwischen all den Blättern und Ranken nicht aus den Augen verlor. Die höchsten Urwaldbäume bildeten ein dichtes Dach und ließen nur wenig Sonnenlicht nach unten durch. Weniger hohe Bäume bildeten eine zweite Blätterschicht. Wo sie besonders

dicht war, drang nur sehr wenig Licht nach unten auf den Waldboden und das Unterholz und die Ranken waren schwächer und dünner. Dadurch konnte Niwa die drei auch aus einiger Entfernung noch sehen. Aber manchmal war das Dach über ihm nicht so dick und ließ mehr Sonnenlicht durch. Dann war der Waldboden mit Dickicht zugewachsen, und Niwa verlor Gimari, Nankiwi und Minkata aus den Augen. Zum Glück war es durch die dichten Pflanzen auch fast unmöglich von der Spur abzukommen. Niwa folgte dem freigeschlagenen Weg und ihren Stimmen.

Den ganzen Tag über wendeten sich Nankiwi und Gimari immer wieder zum Curaray-Fluss – gewöhnlich dann, wenn sie wieder einmal erfolglos versucht hatten, Minkata zum Aufgeben zu überreden. Dann, eine Weile später, schlugen sie wieder eine andere Richtung ein. Für Niwa war es offensichtlich, dass die beiden eher daran interessiert waren, Minkata loszuwerden, als vor den *Cowodi* wegzulaufen.

Würde er die Holzbiene jemals finden, wenn er den Dreien weiter folgte?

Am zweiten Abend, als sie ziemlich nahe am Fluss waren, kam ein neues Argument ins Gespräch. Niwa schlich sich vorsichtig an die Gruppe heran und versteckte sich zwischen Bambusstämmen, damit er alles hören konnte,

was gesprochen wurde. »Ich kümmere mich nicht mehr darum«, hörte er Minkata sagen. »Wenn du diesen verrückten Mann unbedingt heiraten willst, was geht es mich an, dass du dein Leben ruinierst? Aber ich kann ohne dich nicht wieder nach Tiwaeno zurückkehren, sonst sehen alle, dass ich meine Aufgabe nicht erfüllt habe. Ihr müsst euch also mit mir abfinden.«

In diesem Augenblick wurde Niwa von einer Schlange angegriffen. Er sprang so hastig zur Seite, dass er krachend ins Gehölz fiel. Nankiwi hörte den Lärm, drehte sich um und entdeckte ihn.

Gerade, als er bekommen sollte, was er schon lange wollte. Nun hatte Niwa alles verdorben, weil er Zeuge geworden war, wie Minkata aufgeben wollte. So würde das ganze Dorf erfahren, was geschehen war. Niwa würde all seine Pläne verderben. Der wütende Mann hob seinen Speer und kam auf Niwa zu. Hass funkelte in seinen Augen.

Erstes Treffen

Während Jim Elliot, Pete Fleming und Roger Youderian am Morgen des 3. Januar 1953 beteten, machten sich Nate Saint und Ed McCully auf und flogen los: Ziel »Palm Beach«. Für alle war dies der aufregendste Tag in ihrem Leben. Hierauf hatten sie in den letzten Monaten hingearbeitet und – geplant.

Nebelschwaden hingen über den Dschungeltälern, aber als sie über die Sandbank am Curaray-Fluss flogen war die Luft klar. Ehe sie versuchten zu landen, wollten sie den Strand dreimal überfliegen und überprüfen. Aber schon beim zweiten Überflug sah alles so vollkommen perfekt aus, dass Nate Saint auf dem Sand aufsetzte.

Sobald sie zum Stillstand gekommen war, sprangen die beiden aus der Maschine heraus und sahen sich um. Dies würde ihre Basis für die Treffen mit den Aucas sein. Das würde es sein. Dann machte sich Ed mit der Filmkamera zum einen Ende des Strandes auf, während Nate das Flugzeug auf der anderen Seite in Startposition brachte. Sie hatten bewusst



keine Ausrüstungsgegenstände auf diesen ersten Flug mitgenommen, damit das Gewicht des Flugzeuges für den ersten Start von hier aus so gering wie möglich war. Wenn die Maschine im leeren Zustand nicht abheben konnte, würden sie hier festsitzen und müssten warten, bis ein Rettungsteam gebildet wäre und man den Fluss mit einem Kanu herunterfahren könnte. Aber das würde Tage dauern.

Nate warf den Motor an. Eine Wolke aus Sand und Wassertröpfchen wurde aufgewirbelt. Dann kam er holpernd auf Ed zugefahren. Ed hielt seine Kamera gerade. Nate kam immer näher, aber es sah nicht so aus, als ob er besonders schnell wäre. Würde er überhaupt die notwendige Geschwindigkeit erreichen, um abzuheben? Aus seiner Perspektive konnte er das nicht beurteilen. Die halbe Distanz war vorüber und das Heck kam nach oben. Die Maschine verschlang den Rest des Sandstrandes. Was würde Nate Saint tun, wenn er abbrechen musste? Blieb noch genug Zeit zum Anhalten, ehe er vornüber in den Fluss stürzte, oder in die Bäume auf der gegenüberliegenden Seite krachte?

Und dann sah Ed mit einem Seufzer der Erleichterung, dass sich die Räder vom Sand lösten.

Nate hielt das Flugzeug dicht am Boden, um die Geschwindigkeit zu erhöhen. Erst im letzten Augenblick zog er kurz vor den Bäumen scharf nach oben.

Beim nächsten Flug brachte Nate Jim und Roger mit, so dass Ed nicht mehr allein bleiben musste, während Nate zurückflog um Vorräte zu holen. Jim, Roger und Ed machten sich daran, die höchsten der umstehenden Bäume zu fällen, damit Start und Landung ein bisschen sicherer sein konnten.

Nachdem Nate ihnen ein Radio, einige Werkzeuge und Bretter mitgebracht hatte, machten sich die Männer daran, ein Baumhaus in einem hohen Baum am Rande des Waldstückes zu errichten. Später würden sie ein Dach aus Aluminium darauf setzen.

Endlich, nach seinem fünften Flug, verabschiedete sich Nate und flog zum Auca-Dorf. Er flog seine Kreise und lud mit dem Megaphon zu dem Treffen am nächsten Tag ein: »Ich mag euch. Kommt morgen. Kommt morgen.« Er sagte die Sätze so deutlich er konnte in den Auca-Worten, die er von seiner Schwester Rachel Saint und der Auca-Frau Dayuma gelernt hatte.

Danach flog er zurück zur Missionsstation, wo er die Nacht bei seiner Familie verbringen würde. Am nächsten Morgen wollte er Pete Fleming und die restlichen Vorräte nach »Palm Beach« bringen.

Wenn die Hoffnungen sich erfüllten, würde morgen der Tag des ersten Zusammentreffens mit den Aucas sein.

In derselben Nacht als die Laterne gelöscht war und die drei Missionare sich auf ihrer Plattform, ungefähr neun Meter über dem Boden, niederlegten, sagte Ed McCully: »Lasst uns beten.«

Alle stimmten zu und so lagen sie unter ihren Moskitonetzen, die das Ungeziefer abhielten und Ed betete: »Herr, wir möchten Dir für unsere gesunde Ankunft am heutigen Tag danken und dafür, dass Du uns geholfen hast, diese kleine Plattform vor Einbruch der Dunkelheit zu errichten. Sei bitte bei Pete und Nate, wenn sie morgen noch zu uns stoßen. Und vor allen Dingen, Herr, schenke uns bitte ein erfolgreiches erstes Zusammentreffen mit unseren Auca-Freunden. Amen.«

Trotz ihrer wackeligen Position hoch oben, schliefen sie alle gut – abgesehen davon, dass alle mitten in der Nacht von einem furchtbaren Schrei ganz in der Nähe geweckt wurden.

»Was ist das?«, fragte Jim und setzte sich auf. Sein Herz klopfte laut.

»Keine Ahnung«, antwortete Ed. »Es hörte sich an wie eine Frau, gar nicht weit weg.«

Roger hustete ein paar Mal. »Das war kein Mensch«, meinte er. »Es war eine Katze.«

»Eine Katze? Du meinst ein Jaguar?«, wollte Jim wissen.

»Sie brüllen und fauchen. Ich glaube nicht, dass sie solche Schreie ausstoßen«, wandte Roger ein.

»Aber was sollte es sonst gewesen sein?«, fragte Jim.

»Vielleicht ein Puma – ein Berglöwe, weißt du? Die kreischen so«, sagte Roger. »Wo ist das Blitzlicht? Und wer hat die Pistolen?«

»Hier ist das Blitzlicht. Das Gewehr ist noch unten im Flugzeug, aber wo die Pistolen sind, weiß ich nicht«, antwortete Ed. »Sag mal, können diese großen Katzen auf Bäume klettern?«

Roger lachte gequält. »Da kannst du Gift drauf nehmen. Besonders Jaguare sind gute Kletterer ... und großartige Schwimmer.«

Sie hörten keine weiteren Geräusche von der Katze, aber am nächsten Morgen fanden sie eine Spur auf dem Sandstrand. Es war tatsächlich ein Puma gewesen. Nach diesem Erlebnis versicherten sie sich, dass die Pistolentaschen immer in Reichweite waren. »Aber lasst das Gewehr so weit es geht aus dem Spiel«, sagte Jim. »Wenn die Aucas uns ausspionieren, könnten sie ein langes Gewehr erkennen und dadurch vertrieben werden.«

Das Flugzeug traf ein, kurz nachdem sich der Morgennebel gelichtet hatte. Die fünf Männer gratulierten sich gegenseitig zu diesem neuen Tag, an dem sie alle hofften, ihre Auca-Freunde kennen zu lernen.

Den Morgen verbrachten sie mit Verbesserungsarbeiten an ihrem Zeltlager und dem Versuch, in

der Dschungelhitze so wenig wie möglich zu schwitzen. Um den fortgesetzten Attacken von Mücken und Schnaken zu entkommen, tauchten sie regelmäßig in die kühle Flusströmung. Jim Elliot schaffte es außerdem, einen Katzenfisch zu fangen. Und jeder Mann schrieb einen Brief an seine Frau. Nate würde sie mit zur Basis nehmen, wenn er dorthin flog, um neue Vorräte zu holen.

Von Zeit zu Zeit machten sie einen Versuch, die Indianer vorzulocken. Sie riefen in den Dschungel, der sie umgab: »*Puinani! Puinani!*«, riefen es mit der bestmöglichen Aussprache des Wortes, das »Willkommen« bedeutet.

»Ich würde mich nicht wundern, wenn sie im Dschungel versteckt wären, und uns in diesem Augenblick genau beobachten«, sagte Nate, der oben im Baumhaus saß und versuchte, das Radio zu reparieren. »Sie sind ein neugieriges und gewalttätiges Volk, aber sie sind nicht dumm. Sie wollen uns vermutlich ganz genau unter die Lupe nehmen, bevor sie in unser Lager kommen.«

»Aber was ist, wenn sie bis jetzt noch nicht einmal ihr Dorf verlassen haben?«, gab Ed zu bedenken. »Was, wenn sie gar nicht wissen, wo wir sind?«

»Ich sag dir was, sobald ich hiermit fertig bin, werde ich – warte mal. Ich glaube ich empfangen

da was.« Nate sprach in sein Mikrofon: »Shell Mera, Shell Mera. Hier Palm Beach. Bitte kommen.«

Knatterndes Krachen kam aus Nates Kopfhörer, und dann hörte man Marjs Stimme laut und klar. Sie sprachen einige Minuten miteinander, und dann verkündete Nate den anderen lachend: »Jungs, wir sind wieder an die zivilisierte Welt angeschlossen.«

Der Mittwoch verging ohne ein Zusammentreffen. Als Nate am Nachmittag zum Basiccamp flog, überquerte er das Auca-Dorf, ehe er nach Shell Mera flog, um dort die Briefe der anderen abzugeben und Vorräte zu holen.

Am Donnerstagmorgen kehrte er früh zurück, aber auch dieser Tag verging, ohne ein Zeichen von den Aucas. Die Männer begannen mutlos zu werden.

Dann am Freitagmorgen, kurz vor Mittag, als die fünf Missionare wieder Auca-Worte in den Wald riefen, hörten sie plötzlich jemanden vom anderen Flussufer herüber rufen. Kurz darauf traten drei Indianer aus dem Dschungel, ein Mann und zwei Frauen.

Vorsichtig bewegten sich beide Gruppen aufeinander zu. Die Missionare wiederholten immer wieder: »*Puinani! Puinani*».

Der Auca-Mann antwortete mit einem langen Satz, von dem die Missionare keine Silbe ver-

standen. Aber der Mann schien freundlich gestimmt zu sein und das freute sie sehr. Das junge Mädchen wiederholte immer denselben Satz, der wie eine Frage klang, aber auch davon konnten die Missionare kein Wort verstehen.

»Versuch es doch mal mit einigen Worten, die Rachel dir beigebracht hat«, sagte Nate zu Jim.

Jim probierte ein Wort, von dem er meinte, es würde essen bedeuten, aber die Indianer zeigten keine Reaktion, bis er mit der Hand Essgebärden vorspielte. Darauf lächelten sie und wiederholten dasselbe Wort immer wieder, das keiner der weißen Männer kannte.

Die junge Frau rannte weg in den Dschungel und kam nach einigen Minuten mit einer Handvoll dicker, weißer Larven wieder. Sie schob eine davon in ihren Mund und bot die restlichen den weißen Männern an.

»*Biti miti punimupa!*«, sagte Jim. Er vermutete, man würde sich an diesen oft gehörten Satz erinnern.

Die Aucas lachten verlegen, wobei sie alle eine Hand vor den Mund hielten und sich gegenseitig angrinsten. Schließlich sagte die ältere Frau denselben Satz zu ihnen: »*Biti miti punimupa!*« Aber das hörte sich ganz anders an, als das, was Jim gesagt hatte.

»Wir haben die Wörter völlig falsch ausgesprochen«, platzte Ed heraus. »Was, wenn sie nichts

von dem verstanden haben, was wir gesagt haben?«

»Oh, das glaube ich nicht«, widersprach Nate. »Offensichtlich haben sie doch herausbekommen, dass wir ›Ich mag euch‹ sagen wollten. Sie haben uns nur verbessert.«

»Ach ja? Und woher willst du das wissen?« Ed war nicht überzeugt. »Das, was die Frau gesagt hat, hörte sich ganz anders an, als der Satz von Jim. Wie kannst du so genau wissen, was der Satz bedeutet?«

Sie experimentierten mit Worten und Phrasen, von denen sie Bedeutung und Aussprache zu kennen glaubten. Mehr und mehr merkten sie, wie schwierig die Auca-Sprache wirklich war. »Was ist, wenn die Frau, von der Rachel die Sprache lernt, gar keine Auca-Frau ist?« Pete stellte Vermutungen an. »Vielleicht kommt sie von einem unbekanntem Stamm, der nur verwandt ist mit dem Auca-Stamm.«

»Nein, nein«, sagte Jim beschwichtigend. »Dayuma ist eine Auca. Da gibt es gar keinen Zweifel. Sie kommen alle vom selben Stamm. Sieh dir an, wie sie ihre Haare geschnitten haben – Ponyfransen über die ganze Stirn. Sieh dir an, wie sie gekleidet sind – kein Faden am ganzen Leib. Und sieh dir diese runden Stopfen in den Ohrläppchen an. Dayuma ist eine Auca.«

Plötzlich war die ältere Frau ganz aufgeregt. Sie

kam auf Jim zu und sprach schnell und wild gestikulierend auf ihn ein. Sie schien ihm eine Frage zu stellen.

»Hör genau hin«, sagte Ed. »Sie sagt Dayuma. Sie fragt nach Dayuma. Sie kennen sie offensichtlich.«

»Dayuma, Dayuma«, Jim nickte heftig mit dem Kopf. »Dayuma, Ja, Si!« Er rutschte ins Spanische. »Dayuma, Dayuma«.

Endlich hatten sie eine Verbindung hergestellt, eine Art Verständigung. Aber was bedeutete das alles?

Sie überdachten ihren Erfolg und waren gleichzeitig erfreut und auch besorgt. Auf der einen Seite kannten diese Leute Dayuma offensichtlich. Auf der anderen hatten sie nicht halb so viele Menschen erreicht, wie sie das mit ihren Lautsprechereinsätzen vermutet hatten. Dies bedeutete, dass weit weniger Freundschaft bei den Aucas vorhanden war, als sie gehofft hatten. Trotzdem lief dieses erste Treffen gut ab. Die Indianer schienen freundlich zu sein. Ihre Gebete schienen erhört worden zu sein.

Die Aucas hatten großes Interesse an vielen Dingen, die die Weißen ihnen zeigten, Gummibänder zum Beispiel, bunte Luftballons, ein Yoyo und ein kleines Modell der gelben Piper. Nach einer Weile ging der Auca-Mann hinüber zum Flugzeug und nahm es neugierig unter die

Lupe. »Sehen Sie«, stand Nate sofort auf dem Plan, »die Tür geht so auf, und hier steige ich ein ...«, als ob der Mann plötzlich perfekt Englisch verstünde.

Und vielleicht verstand er doch mehr, als sie bemerkten, denn mit einem Mal fuchtelte er mit seiner Machete im Flugzeug herum und zeigte mit Handzeichen an, dass er einen Rundflug machen wollte. Er war in seiner Art so bestimmend, dass Nate schließlich mit ihm losflog. Wenige Minuten später kreisten sie über dem Auca-Dorf. Der Mann drückte das Fenster auf und winkte und schrie hinunter zu den verblüfften Dorfbewohnern. *Das ist fantastisch, dachte Nate. Seine Freunde und Verwandten werden ihn sehen und merken, dass es völlig ungefährlich ist, uns zu besuchen.*

Auf seinem Weg zurück nach Palm Beach funkte er Marj die gute Nachricht von dem erfolgreichen ersten Zusammentreffen.

Am Nachmittag aßen die Missionare zusammen mit den Aucas Hamburger mit Senf und tranken Limonade dazu. Manches von dem Essen schmeckte den Indianern offensichtlich und manches spuckten sie aus. Die ganze Zeit über fotografierten die Missionare das Beisammensein, aber die Aucas schienen weder ängstlich noch neugierig wegen des Fotoapparates zu sein.

Am Abend schließlich verließ der Mann mit der jungen Frau die Gesellschaft und wanderte mit ihr in den Dschungel.

»He«, meinte Ed, »lasst sie doch nicht weggehen. Was ist, wenn sie nicht mehr wiederkommen?«

»Was sollen wir tun?«, wollte Pete wissen. »Sie sind doch nicht unsere Gefangenen. Nachdem sie sich hier einmal wohlgeföhlt haben, kommen sie bestimmt wieder. Außerdem sieht es so aus, als ob die ältere Frau hierbleiben wollte.«

Sie rollte sich neben dem Feuer zusammen, die Füße zu den Flammen hingestreckt. Sie sah ganz so aus, als würde sie gleich einschlafen, und so kletterten die Missionare auf ihr Baumhaus und dankten Gott für diesen wunderbaren Tag.

Aber als der Morgen kam, war auch die Frau ohne eine Spur zu hinterlassen im Dschungel verschwunden.

»Macht euch keine Sorgen«, sagte Jim, als er sich fröhlich dehnte und streckte. »Sie kommen bestimmt wieder. Ich bin sicher.«

»Ich auch«, stimmte Ed ihm zu. »Ich glaube, sie holen nur ihre Freunde und Verwandten zu einem neuen Besuch.«

Aber den ganzen Tag über – es war Samstag – tauchte niemand auf und die fünf Männer begannen sich Sorgen zu machen, dass die Verbin-

dung unterbrochen sein könnte. Schließlich verkündete Nate: »So, ich gebe ihnen jetzt noch fünf Minuten. Wenn sie dann nicht aufgetaucht sind, werde ich über das Dorf fliegen und nachsehen, was passiert ist.«

Fünf Minuten vergingen, dann zehn, dann zwanzig. Schließlich stiegen Nate und Pete in die Piper und flogen los. Zu ihrer Überraschung flüchteten die Dorfbewohner in ihre Häuser oder in den Dschungel, als sie über ihnen kreisten, wie schon so oft zuvor. Pete ließ ein Laken hinunter, in das eine Hose eingewickelt war, um sie von ihrer andauernden Freundschaft zu überzeugen.

»Irgendetwas Merkwürdiges geschieht hier«, sagte Nate, als sie landeten. »Ich weiß zwar nicht, was es ist, aber sie verhalten sich anders als sonst. Es hatte fast den Anschein, als ob sie vor uns Angst hätten.«

Bei einem zweiten Flug sah Nate den Mann, der sie in Palm Beach besucht hatte. Er stand neben einem Jungen, der oft von einer Plattform aus gewunken hatte. *Er möchte wahrscheinlich auch einmal mitfliegen*, dachte Nate als er auf dem Rückweg war. Er hatte vor, den vollen Film nach Shell Mera zu bringen, die Nacht bei seiner Familie zu bleiben und am nächsten Morgen mit frischen Vorräten zurückzufliegen.

An diesem Abend beteten die übrigen vier Missionare in Palm Beach für den nächsten Tag.

»Herr«, begann Jim, »wir bitten Dich für morgen um einen weiteren Besuch und darum, dass die Aucas uns in ihr Dorf einladen.«

Als Jim mit dem Gebet am Ende war, meinte Ed: »Was wäre das für eine Art, den Sonntag zu feiern. Wäre das nicht großartig?« Dann zogen sie ihre Moskitonetze zu und schiefen in ihrem luftigen Baumhaus erschöpft ein.

Am nächsten Morgen flog Nate auf dem Rückweg wieder über das Dorf hinweg. Es sah fast leer aus, aber als er zum Fluss weiterflog, sah er ungefähr zehn Aucas auf einem Weg, der offensichtlich zum Curaray-Fluss führte. »Halleluja!«, rief er, obwohl er allein im Flugzeug saß.

Aber als er gelandet war, schrie er seinen vier Freunden zu: »Das ist es Leute! Sie sind auf dem Weg!«

Eifrig machten die Männer Pläne zur Ankunft ihrer Gäste und gegen Nachmittag riefen sie über Radio die Basisstation. »Es ist soweit, Mädchen!«, grüßten sie ihre Ehefrauen. »Betet für uns. Die Aucas sollten in ungefähr zwei Stunden hier sein. Wir werden uns um halb fünf wieder melden und euch Bericht erstatten.«

Begeisterung machte sich breit in Shell Mera und in Palm Beach.

Aber um halb fünf blieb das Radio auf dem Tisch vor Marj Saint in Shell Mera stumm.

»Kannibalen«

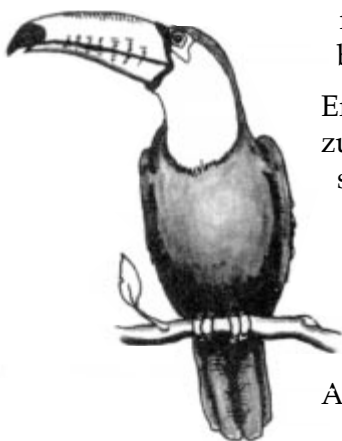
Als Niwa den Hass in Nankiwis Augen blitzen sah, rannte er um sein Leben. Der Speer, den Nankiwi auf ihn gerichtet hatte, war keine leere Drohung. Er hatte schon Menschen getötet, und er würde es wieder tun. Niwa war eben Zeuge geworden, dass Mintaka ihre Aufgabe, Nankiwi und Gimari vom Heiraten abzuhalten, nicht mehr erfüllen wollte. Wenn die Dorfbewohner davon hörten, waren Nankiwis Pläne möglicherweise vereitelt.

Niwa raste auf einen Seitenweg zu, bog ab und dann noch einmal. Er wusste, dass er immer noch auf Tiwaeno zulief, weg vom Curaray-Fluss, wo die Holzbiene gelandet war. Aber als er endlich aufhörte zu rennen, hatte er keine Ah-

nung mehr, wo er sich befand.

Er versuchte langsamer zu atmen und auf Geräusche zu hören. Wenn Nankiwi ihn immer noch verfolgte, würde er Geräusche machen.

Er hörte das Gekreisch von ein paar Affen hoch oben im



Baum und das Tröten einiger Tukan-Vögel, alles vermischt mit dem Summen und Brummen von Millionen verschiedener Insekten. Aber er konnte Nankiwis Schritte nicht hören, auch keine krachenden Äste, wenn er sich durch das Unterholz schlug. Vielleicht war der wütende Mann zu Gimari zurückgekehrt.

Trotzdem hatte Niwa für heute genug vom Spionieren. Er schickte sich an, nach Hause zu gehen.

In Tiwaeno angekommen, beschloss er nichts von dem, was er gesehen und gehört hatte, zu erzählen. Mintaka hatte Recht. Warum sollte Gimari nicht tun, was sie wollte? Wenn sie einen so bösen Mann heiraten wollte, dann war sie es, die leiden würde. Und was die Holzbiene und die *Cowodi* anging, damit würde er sich später befassen.

Ganz nach Art der Aucas fragte seine Mutter mit keiner Silbe danach, wo er gewesen war, nachdem sie ihn durch den Fluss platschen sah, und er nun, immer noch tropfend, ins Haus trat. Niwa tauchte einen großen Flaschenkürbis in einen Topf mit klebriger Manioksoße. Dann ging er zu seiner Hängematte, ließ sich hinein plumpsen und schlang die erste richtige Mahlzeit seit anderthalb Tagen hinunter.

Am nächsten Tag hörte Niwa das vertraute Brummen der Holzbiene und rannte zu der

Lichtung, um sie über dem Dorf kreisen zu sehen. Er beobachtete alles und dann stand ihm vor Erstaunen der Mund offen. Statt der sonst üblichen zwei *Cowodi* im Bauch der Holzbiene sah er nun ein bekanntes braunes Gesicht grinsen. Die Biene flog tief über die Lichtung hinüber, und der Mann winkte.

»Es ist Nankiwi! Es ist Nankiwi!«, schrien einige Kinder aufgeregt und hüpfen voller Begeisterung. Jetzt starrten mittlerweile alle Bewohner Tiwaenos gebannt zum Himmel. Das war unglaublich! Hatte die Holzbiene ihn gefressen? *Geschähe Nankiwi recht, dafür, dass er meine Schwester gestohlen hat*, dachte Niwa bei sich. Aber der Mann sah völlig unversehrt aus, so, als würde er in einem Kanu den Fluss hinunterfahren, ohne einen Finger krumm zu machen.

An diesem Abend war das Ereignis an allen Feuerstellen im Dorf Gesprächsthema Nummer eins. Geschichten über Jagen, Fischen und das Töten von Feinden waren vergessen. Alle sprachen nur über Nankiwi in der Holzbiene. Im Laufe der Gespräche wurde aus dem meist gehassten Mann Tiwaenos so etwas wie ein Held.

»Jetzt habe ich zwei Töchter an die *Cowodi* verloren«, klagte Akawo. Sie schlang die Arme ineinander und schaukelte auf einem Baumstamm vor und zurück.

»Wir könnten die *Cowodi* am Curaray-Fluss besuchen«, schlug Niwa vor, um seine Mutter auf-

zuheitern. Er hoffte außerdem, dass auch er in der Holzbiene mitfliegen durfte. Aber seine Mutter schien gar nicht auf ihn zu achten, jedenfalls jetzt noch nicht. Am folgenden Morgen machten sich allerdings Niwas Bruder Nampa, seine Mutter Akawo und einige andere Aucas auf den Weg zum Curaray-Fluss. Auch Niwa ging mit. Er nahm sogar ein Zusammentreffen mit dem wütenden Nankiwi in Kauf, wenn er die Chance hatte, in der Holzbiene zu fliegen. Außerdem, bei so viel Aufregung, dem Flug in der Holzbiene und der Bekanntschaft mit den *Cowodi*, würde Nankiwi sicher vergessen, dass Niwa ihn ausspioniert hatte.

Aber ehe sie zum Fluss gelangten, trafen sie im Dschungel auf Nankiwi und Gimari. Das Paar schien sehr überrascht zu sein, so viele Menschen zu sehen, und Nankiwi starrte Niwa zornig an.

Sofort rannte Nampa auf die beiden zu. »Warum bist du hier im Dschungel allein mit meiner Schwester?«, wollte er wissen. Er hob den Speer, bereit Nankiwi zu töten.

»Warte, warte. Tu mir nichts«, bat Nankiwi. »Wir sind gerade den *Cowodi* entflohen. Ihr seid auch in Gefahr.«

In diesem Augenblick trat Akawo dazu und drängte sich zwischen die beiden Männer. »Bei den *Cowodi* warst du – hast du meine Dayuma

gesehen?« Sie packte Nankiwi am Arm und schüttelte ihn.

Nankiwis Augen wanderten von einem zum anderen. Akawos Zwischenfrage war eine willkommene Unterbrechung für ihn. Niwa beobachtete ihn und konnte fast seine Gedanken lesen. Wenn Nankiwi Nampa und die anderen von der Tatsache, dass er mit Gimari allein im Dschungel erwischt worden war, ablenken konnte, dann konnte er vielleicht sein Leben retten. »Ach gute Frau«, begann Nankiwi. »Wir haben deine Tochter nicht gesehen. Wer kann sie wohl sehen? Wir befürchten, dass sie von den *Cowodi* verspeist worden sein könnte. Sie sind sehr böse!«

»Ich glaube dir nicht«, versetzte Akawo. »Du bist mit den *Cowodi* in der Holzbiene geflogen. So böse können sie nicht sein. Hoch oben in der Luft haben wir dich gesehen.«

»Da auch ich dir nicht vertraue, fordere auch ich dich heraus«, sagte Nampa barsch. »Wo ist Mintaka? Wir werden sie dazu befragen.«

»Ja«, sagte einer der anderen Dorfbewohner. »Wir wollen Mintaka nach Dayuma fragen! Wo ist sie? Wir trauen dir nicht! Wo ist Mintaka?«

Nankiwi neigte seinen Kopf auf die Seite. »Ich höre sie nicht.« Er zuckte die Achseln. »Mintaka musste in eine andere Richtung fliehen. Wenn die weißen Männer sie nicht gefangen und auf-

gegessen haben, wird sie vielleicht später bei uns sein.« Er schüttelte heftig den Kopf. »Nein, nein. Ihr solltet alle nach Hause gehen. Die *Cowodi* sind böse. Es sind viele.« Er zeigte mit der Hand fünf Finger. »Sie haben versucht, uns zu töten.«

Nankiwis angestrenzter Versuch, davon abzulenken, dass man ihn und Gimari zusammen allein im Dschungel gefunden hatte, begann zu wirken. Das Geheimnisvolle an den *Cowodi* war zu stark. Und der Umstand, dass einige ihrer eigenen Leute mit diesen Menschen zusammengetroffen waren, vernebelte das gesunde Urteilsvermögen der Dorfbewohner. Auf dem langen Heimweg diskutierten alle nur darüber, ob die *Cowodi* Kannibalen waren, oder nicht.

Niwa trottete allein hinter den anderen her. Er war verwirrt. Er glaubte nicht, was Nankiwi erzählte, aber er zögerte, selbst etwas zu sagen, weil er keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte. Es war besser, wenn Nankiwi vergaß, dass Niwa ihm und Gimari gefolgt war und ihre geheimen Hochzeitspläne gehört hatte. Außerdem verunsicherte ihn das Verschwinden von Mintaka. Was war die Wahrheit?

Schließlich überdachte Gikita, der Dorfälteste, noch einmal alle Vorfälle, bei denen Leute aus ihren Reihen von Fremden getötet worden waren. Die Fremden hatten lange Stöcke gehabt,

die laut knallten und Feuer spuckten. Dieses Feuer konnte selbst aus größerer Entfernung töten.

Als die Gruppe zu Hause angekommen war, waren alle bereit in den Krieg zu ziehen. Manche hatten Angst. Manche waren zornig. Aber fast alle waren der Meinung, dass es das Beste wäre, die *Cowodi* zu töten, bevor sie selbst von den *Cowodi* getötet würden.

»Haben sie diese Stöcke, die knallen?«, fragte einer der Männer mit Namen Kimo.

Nankiwi fing an zu nicken, aber Gimari antwortete zuerst: »Wir haben keine Feuerstöcke gesehen, aber sie haben versucht uns mit fremdem Essen zu vergiften. Wir sind nur noch am Leben, weil wir es ausgespuckt haben.«

»Sie haben versucht, euch zu vergiften?«, fragte Nampa erstaunt. »Das ist genauso schlimm wie Kannibale zu sein.«

»Wenn sie versucht haben euch zu vergiften, dann sind es ganz sicher Kannibalen, das weiß ich«, sagte eine der Frauen.

»Wenn sie keine Feuerstöcke haben, dann können wir sie leicht töten«, sagte Kimo.

»Ich denke trotzdem, dass wir unser Dorf verlassen sollten«, meinte Gikita. »Im Dschungel können sie uns nicht finden. Sie würden bald müde werden und aufgeben. Aber wenn wir sie

töten, werden andere *Cowodi* davon hören. Sie werden zornig werden und nicht so leicht aufgeben. Sie werden viele Holzienen losschicken, um uns zu suchen. Früher oder später würden sie uns finden.«

»Nein, nein«, sagte Kimo, »wenn wir sie töten, ist alles vorbei.«

»Es ist schon einmal geschehen«, warnte Gikita.

Niwa wusste nicht, was er denken sollte. Er mochte seine Tante Mintaka nicht besonders, aber trotzdem hoffte er, dass sie nicht von den *Cowodi* verspeist worden war. Es fiel ihm schwer zu glauben, dass sie Kannibalen sein sollten. Offensichtlich glaubten aber mittlerweile die meisten Dorfbewohner, dass die *Cowodi* Kannibalen waren und sowohl Mintaka als auch Dayuma aufgeessen hatten.

Die Leute wurden alle sehr zornig. Die Männer schärften ihre Speere und bestrichen die Pfeilspitzen für ihre Blasrohre mit neuem Gift. Aufgeregt schwatzend machten sie Pläne, wie sie diese Fremden mit einem Schlag auslöschen würden, bevor das Dorf angegriffen werden konnte. Denn, so dachten sie, was konnten diese *Cowodi* sonst für Gründe haben, sich im Dschungel aufzuhalten?

Dann trat ganz unverfroren Mintaka auf den Dorfplatz.

Alle scharten sich um die Frau. »Du bist entkommen!«, sagten sie bewundernd. »Das Gift der *Cowodi* ist wohl doch nicht so stark wie unseres, wenn es dich nicht getötet hat.«

Zunächst konnte Mintaka sich keinen Reim darauf machen, wodurch sie auf einmal so interessant geworden war. Aber sie genoss die Aufmerksamkeit und lächelte alle freundlich an, als man sie prüfend betastete.

Niwa schob sich nach vorn und fragte: »Haben sie dich angegriffen?« Aber Mintaka ignorierte ihn; sie wollte weiter im Mittelpunkt stehen.

»Aber haben die *Cowodi* dich angegriffen?«, fragte Niwa mit lauter Stimme. »Haben sie versucht, dich aufzuessen?«

Mintaka drehte sich um und runzelte die Stirn. »Natürlich haben sie mich nicht angegriffen«, sagte sie empört. »Wie kommst du auf so eine dumme Idee?«

»Es ist das Gift«, sagte Nankiwi schnell, der merkte, dass seine Lüge kurz vor der Aufdeckung stand. »Das Gift hat ihr den Geist verwirrt. Sie kann sich nicht erinnern.«

»Wovon redest du überhaupt?«, wollte Mintaka wissen. »Du bist derjenige, der wirres Zeug erzählt.«

Alle redeten jetzt durcheinander und im allgemeinen Tumult kam die Wahrheit über die ganze Sache ans Licht.

»Er lügt«, verkündete Mintaka schließlich. »Die *Cowodi* haben uns nicht angegriffen. Ich weiß nicht, ob sie gelegentlich Leute essen, aber sie haben uns nicht angegriffen. Sie waren sehr freundlich zu uns. Sie haben Nankiwi sogar auf einen Flug in ihrer Holzbiene mitgenommen.«

Die Erwähnung von Nankiwis Flug in der Holzbiene brachte alle zur Besinnung, denn das hatten sie ja alle gesehen.

»Das war alles nur ein Trick, um uns in Sicherheit zu wiegen«, bestand Nankiwi auf seiner Lüge. »Aber wir haben ihren Trick durchschaut und sind geflohen.«

»Egal, ob es ein Trick war, oder nicht«, beendetet Gikita das Reden. »Die *Cowodi* haben uns immer angegriffen. Wenn wir sie nicht töten, müssen wir in den Dschungel fliehen. Wenn wir das nicht tun, werden sie uns früher oder später töten, da bin ich ganz sicher. Das war bisher immer so. Wir müssen wählen – töten oder fliehen.«

Wieder sprachen alle aufgeregt durcheinander. Bis spät in die Nacht dauerten die Diskussionen an den Feuerstellen. Erschöpft fiel Niwa schließlich in seine Hängematte und schlief ein, ohne zu wissen, was am nächsten Tag geschehen würde.

Engel am Himmel

Niwa wachte am nächsten Morgen viel später auf als sonst. Die Flucht vor Nankiwi und die Nacht draußen im Dschungel hatten ihn besonders müde gemacht. Er trat auf die Lichtung und stellte fest, dass etliche Männer aus dem Dorf fort waren. Waren sie unterwegs, um die *Cowodi* zu töten? Nimonga, Dyuwi, Gikita, Kimo, Mincaye und sein älterer Bruder Nampa waren nirgends zu sehen. Auch Kimos Frau, Dawa war verschwunden. Außerdem fiel ihm auf, dass seine Mutter und Tante Mintaka fehlten. Wo Mintaka war, davon wusste er nichts, aber seine Mutter war sicher am oberen Flusslauf und machte Tontöpfe.

Immerhin war Nankiwi noch im Dorf ... mit Gimari ins Gespräch vertieft. Sicher wäre Nankiwi mitgegangen, wenn die anderen aufgebrochen wären, um die *Cowodi* zu töten. Schließlich war er derjenige, der verkündet hatte, sie wären so böse und der sie laut beschimpft hatte.

Erleichtert durch seine Anwesenheit, dachte

Niwa, dass die Dorfbewohner ihren Plan, die Fremden zu tö-



ten, fallen gelassen hätten. *Wahrscheinlich sind die Männer zur Jagd gegangen*, dachte Niwa.

Ein großer Katzenfisch hing über dem Feuer und wurde geräuchert. Niwa brach ein großes Stück ab und begann zu essen. Die Gräten spuckte er ins Feuer. Als er fertig war, leckte er die Finger ab und spielte mit seinem zahmen Äffchen. Er wollte Gimari fragen, was die Dorfältesten bezüglich der *Cowodi* beschlossen hatten.

Gimaris Antwort klang so beiläufig, als ob sie sagen würde, ihre Mutter wäre zum Bananenpflücken gegangen. »Nachdem sie das Richtige wussten, gingen sie, Mintaka und Dawa mit den Männern, um die *Cowodi* zu töten«, sagte sie.

»Was?«

»Hast du keine Ohren? Du hörst mich doch«, antwortete sie. Nankiwi und Gimari beobachteten beide, wie er die Neuigkeit wohl aufnahm.

Niwa war sehr beunruhigt. Warum waren seine Mutter und Mintaka mitgegangen? Seine Mutter war doch der Meinung, dass ihre Tochter Dayuma bei den *Cowodi* lebte und es ihr gut ging. Und Mintaka hatte doch bezeugt, dass die fremden Männer nicht böse waren und dass sie nicht von ihnen angegriffen worden waren. Es ergab keinen Sinn und Niwa gefiel das böse Grinsen, das sich auf Nankiwis Gesicht ausbreitete, überhaupt nicht. Vielleicht sagte Gimari nicht die Wahrheit. Er stand auf und machte sich

auf, Dabu und Moipa zu suchen. Vielleicht konnten sie ihm sagen, was los war.

Er fand seine Freunde oben an der Töpferbucht. Sie waren mit einer ihrer liebsten Spiele beschäftigt: den Lehmhügel hinunter in den Fluss zu rutschen. »Wisst ihr, wohin meine Mutter und die Männer gegangen sind?«

Moipa stand auf. Das Wasser überströmte sein Gesicht. »Sie sind losgegangen, um die *Cowodi* zu töten«, sagte er. »Wir wollten auch mit, aber sie haben uns nicht mitgenommen.«

»Bist du sicher? Wann sind sie aufgebrochen?«

»Gleich nach Sonnenaufgang«, sagte Dabu.

Niwa sah hinauf zum Himmel und ließ die Schultern sinken. »Auch wenn ich renne, werde ich sie nicht mehr einholen«, klagte er. »Sie müssten jetzt schon fast am Fluss sein.«

Wie vor den Kopf gestoßen, platschte Niwa durch den Fluss und bog auf den Pfad ein, der durch den Dschungel führte. Er musste versuchen, das Töten zu verhindern. Er war ganz sicher, dass die Holzbiene dem Dorf nur Gutes gebracht hatte. Er würde loslaufen und Alarm schlagen. Sogar, wenn er rannte, wären sie allerdings vor ihm am Fluss. Aber vielleicht ... vielleicht würden sie nicht sofort angreifen. Seine Leute waren oft sehr darauf bedacht den richtigen Zeitpunkt abzupassen und schlugen nicht

augenblicklich zu. Niwa rannte und rannte, bis er das Gefühl hatte, seine Lungen würden bersten. Dann verlangsamte er das Tempo und trottete weiter, bis er wieder zu Atem gekommen war. Dann rannte er wieder weiter. Als er endlich den Hügel hinunter zum Fluss lief, hörte er schon Schreien und lautes Geknalle, lauter als er es jemals zuvor gehört hatte. Konnten das die Feuerstangen der *Cowodi* sein, von denen Gikita berichtet hatte? Hatte der Angriff schon begonnen?

Als Niwa aus dem Dschungel an den Strand kam, sah er sofort die fünf leblosen Körper der Fremden, die entweder im Fluss trieben oder am Ufer lagen. Speere steckten in ihren Körpern. Er war zu spät gekommen! Aber wie war das möglich? Er hatte sich so sehr beeilt, war so schnell gerannt, aber trotzdem – das Massaker hatte stattgefunden. Er wollte sich die Toten ansehen, nachschauen, ob nicht wenigstens einer noch am Leben wäre, aber der Schock ließ ihn wie angewurzelt am Rand des Dschungels stehen bleiben.

Ein scharfer Schmerz krampfte seinen Magen zusammen und noch einmal, bis er das letzte bisschen Katzenfisch losgeworden war, den er vor Stunden gegessen hatte. Der bittere Geschmack im Mund schien zu einem so bitteren Tag zu passen.

Was würde jetzt geschehen?

Er stand dort und sah, dass die anderen Aucas nicht wie er entsetzt auf das Ergebnis ihrer grausamen Tat starrten. Im Gegenteil, sie liefen aufgereggt hin und her und zeigten mit dem Finger zum Himmel. Langsam hob Niwa den Kopf und schrie erschreckt auf. Die Luft über dem Fluss schien angefüllt zu sein mit hellen, flimmernden Wesen, fast so, als ob sie brennen würden. Spielten seine Sinne verrückt? War er zu lange in der Sonne gewesen und hatte einen Hitzschlag? Aber die anderen Aucas schienen sie auch zu sehen. Sie zeigten auf sie und schrien voller Angst und Überraschung.

Waren das die Geister der *Cowodi* – ausgesandt, den Tod der fünf Männer zu rächen? Aber aus einem nicht erkennbaren Grund hatte Niwa keine Angst. Die Lichtgestalten hatten keine Waffen. Außerdem sahen sie anders aus als alle Menschen, die er je zuvor gesehen hatte. Sie waren für alle deutlich sichtbar, aber trotzdem schien es, als ob sie aus schimmerndem Wasser gemacht wären. Man konnte sie klar sehen, aber gleichzeitig konnte man auch durch sie hindurchsehen.

Dann hörte er dieses seltsame Geräusch. Es schien von diesen glänzenden Gestalten zu kommen. Er hörte genau hin. Das hörte sich an wie Gesang. Ganz anders, als die Ein-Ton-Musik, die er von seinem Stamm kannte, aber es *war* auf jeden Fall Gesang. Niwa sah hin und her.

Der ganze Himmel schien erfüllt zu sein mit diesen Wesen – wie Glühwürmchen an einem warmen Abend, aber viel größer und heller und ihr Licht blinkte nicht. Der Klang ihres Singens erfüllt das gesamte Flusstal. Und dann ... verblasste die Vision, sowohl die leuchtenden Gestalten als auch der Gesang, bis der Himmel wieder ganz blau war, wie an einem normalen Nachmittag im Dschungel.

Nachdem der Gesang aufgehört hatte, legte sich Angst wie eine dicke Wolke über die kleine Gruppe Aucas. Niwa sah zu, wie sie halbherzig ihre Arbeit fortsetzten. Sie warfen die Habseligkeiten der *Cowodi* in den Fluss und zerstörten die Holzbiene. Sie rissen die gelbe Haut herunter und ließen das Gerippe am Strand liegen. Als sie auf dem Höhepunkt ihrer Zerstörungswut waren, schlich Niwa an den Strand und hob ein Stück von der gelben Haut der Holzbiene auf. Die Haut war fest und trocken. Er rollte sie auf wie eine Schlangenhaut und nahm sie mit sich als er wieder im feuchten Dschungeldickicht verschwand.

Kurze Zeit später waren die Aucas mit der Verwüstung des Camps fertig und machten sich schweigend auf den Heimweg.

Niwa folgte ganz am Ende der schweigsamen Krieger. Das hier war anders als die üblichen Kämpfe, die sie gegen andere Aucas gewonnen

hatten. Sein Bruder Nampa hielt sich mit einer Hand den Kopf und Niwa bemerkte, dass er beim Laufen manchmal stolperte. Als Nampa einmal den Kopf zur Seite drehte, konnte er sehen, dass er verwundet war. Blut lief über seine Wange.

In Tiwaeno angekommen wurden sie sofort von den anderen Dorfbewohnern umringt und mit Fragen bombardiert.

»Haben sie ihre Feuerstöcke benutzt?«

»Ja«, antwortete Gikita. »Seht euch Nampa an. Er wurde am Kopf getroffen, aber es ist nichts richtig Schlimmes.«

»Ich habe nur schreckliche Kopfschmerzen«, sagte Nampa. Er saß auf einem Baumstamm, hatte die Ellenbogen auf seine Beine gestützt und hielt seinen Kopf mit beiden Händen. »Aber der *Cowodi* hat nicht versucht, mich zu töten. Er hatte nur einen kleinen Feuerstock, den er in einer Hand hielt.«

»Was bringt dich auf den Gedanken, dass er nicht versuchte dich umzubringen?«, wollte seine Schwester Gimari wissen.

Nampa sah hoch zu ihr und antwortete: »Weil er, bis Mutter ihm in den Arm fiel, nur hoch in die Luft feuerte – *peng peng peng*. Nur weil sie seinen Arm herunterzog, erwischte mich der nächste Knall. Es haute mich auf den Boden, aber als ich ihn ansah, war er genauso über-

rascht wie ich. Er hat nicht versucht, mich zu töten, ich bin ganz sicher.«

»Dawa wurde auch getroffen«, erzählte Mintaka. »Aber der Feuerstock hat auch sie nicht schwer verletzt.«

Dawa stand auf, damit alle ihre Wunden begutachten konnten. Sie zeigte auf eine sehr kleine Wunde an ihrem Handgelenk und eine andere über ihrem Knie. »Es tut nicht besonders weh«, sagte sie.

Nankiwi stand auf. »Offensichtlich sind die *Cowodi* gar nicht so gefährlich wie du gesagt hast, Gikita, wenn das der ganze Schaden ist, den sie mit ihren lauten Feuerstöcken anrichten können.«

»Da irrst du dich aber, du Feigling! Du wolltest noch nicht einmal mit uns kommen. Sie haben gar nicht versucht, uns zu töten. Frag' Dawa. Sie war mit den drei anderen Frauen auf der anderen Flussseite versteckt und hat alles beobachtet. Der eine mit dem langen Feuerstock wusste nicht einmal, dass sie dort saß. Es war nur ein Unfall, dass sie getroffen wurde. Und du hast Nampa gehört. Die *Cowodi* haben nicht versucht ihn zu töten.«

»Was versuchten sie denn dann?«, fragte Nankiwi herausfordernd.

Gikita hob die Schultern. »Vielleicht haben sie versucht, uns mit dem großen Knall zu vertreiben.«

Dann stand Kimo auf. »Einer sagte immer wieder: ›Warum tötet ihr uns? Wir wollen euch nur kennen lernen.«

»Was soll das heißen?«, wollte Nankiwi wissen. »Ihr seid tapfere Krieger. Ihr hattet sie besiegt. Was konnten sie anderes tun, als um Gnade zu bitten?«

»Zu diesem Zeitpunkt hatten wir sie noch nicht besiegt«, berichtete Kimo. »Sie hätten uns erschießen können, aber sie taten es nicht.«

Dann meldete sich Niwas Mutter zu Wort. »Der selbe Mann hätte davonlaufen können«, sagte sie. »Er stand in der Flussmitte und keiner war in seiner Nähe. Stattdessen blieb er dort stehen, bis Kimo zu ihm in den Fluss kam und ihn niederstach. Er war kein Feigling.«

»Das stimmt«, bestätigte Kimo. »Sie waren sehr tapfer. Außerdem waren viele Geisterkrieger am Himmel, die uns ohne Schwierigkeiten zerstört hätten, wenn sie gewollt hätten.«

Dies war das erste Mal, dass die Wesen, die Niwa gesehen hatte, erwähnt wurden. Der Junge konnte kaum erwarten, zu hören, ob die anderen dasselbe gesehen hatten, wie er.

»Geisterkrieger am Himmel?«, spottete Nankiwi. »Wer hat jemals von so etwas gehört? Du hast wohl genau wie Nampa einen Schlag auf den Kopf bekommen.«

»Ich habe keinen Schlag auf den Kopf bekommen.« Kimo beharrte auf seiner Darstellung. »Frage die anderen, was sie gesehen haben. Sie werden dir dasselbe erzählen.«

»Ich habe sie gesehen«, bestätigte Gikita. »Sie waren helle, schimmernde Wesen, die über den *Cowodi* am Himmel flogen. Du hättest die wundervollen Geräusche hören sollen, die sie gemacht haben.«

Verschiedene andere Krieger stimmten zu. »Wir erwarteten, dass sie angreifen würden, aber das taten sie nicht«, sagten sie.

Dann meldete sich Gimari zu Wort: »Vielleicht waren es noch mehr Holzbienen. Holzbienen fliegen am Himmel und machen Geräusche.«

Jetzt konnte Niwa nicht länger still bleiben. »Nein«, sagte er. »Holzbienen machen viel Lärm, aber sie singen nicht. Diese Geister sangen wunderschöne Lieder. Und man konnte durch sie hindurchsehen, wie durch klares Quellwasser.«

Nankiwi warf ihm einen bösen Blick zu. Jemandem zu antworten, der so jung war, erschien ihm unter seiner Würde.

»Was ich immer noch nicht verstehen kann«, sagte Gikita langsam, »ist, warum sie sich überhaupt nicht gewehrt haben? Dafür muss es einen Grund geben. Warum wollten die *Cowodi*

sich lieber selbst töten lassen, als uns zu töten?
Das kann ich nicht verstehen!«

Wieder drehten sich alle Gespräche an den Feuerstellen bis spät in der Nacht nur um dieses eine Thema. Aber niemand schien eine gute Antwort für Gikita zu wissen.

Chaos

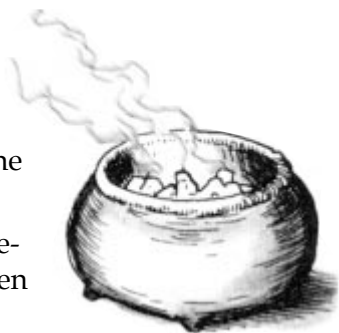
Am nächsten Tag kreisten drei Holzbienen über Tiwaeno. Sie waren nicht gelb, wie diejenige, die die Aucas am Curaray-Fluss zerstört hatten. Eine war silbern und die anderen beiden dunkelgrün. Sie flogen tief über das Dorf und zogen mehrfach ihre Kreise, aber sie ließen keine Geschenke für die Dorfbewohner hinab.

»Das ist gar nicht gut«, sagte Gikita. »Sehr zornig kommen die *Cowodi* nun, um uns zu töten. Jetzt müssen wir unser Dorf verlassen.«

»Ich dachte, wir haben sie getötet, damit sie uns in *Ruhe* lassen«, sagte Minkata spitz. »Jetzt sagst du uns, sie kommen wieder.«

»Ja«, antwortete Gikita. »Nachdem wir wussten, was in der Vergangenheit geschehen ist, hätten wir nicht töten sollen. Vor Jahren haben wir nur einen einzigen von ihnen getötet und sie jagten uns monatelang durch den Dschungel mit ihren Feuerstöcken. Jetzt haben wir fünf Fremde getötet. Sicher wird es große Rache gegen uns geben.«

Diesmal hörten die Dorfbewohner auf ihn. Am selben



Abend suchten Kimo und Dawa ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und verschwanden im Dschungel, ihre drei kleinen Kinder im Schlepptau. »Wir werden uns einem anderen Auca-Dorf anschließen«, sagte Kimo. »Hier können wir nicht länger leben.«

Für Aucas war es nichts unmögliches sich einem andern Auca-Dorf anzuschließen, selbst wenn es eines war, gegen das man vorher Krieg geführt hatte. Ein »Außenseiter« wurde gewöhnlich in Ruhe gelassen – wenn man ihn nicht sofort willkommen hieß. Nach einer Zeit wurde er dann als Mitglied des Dorfes angesehen. Diese Zeit konnte wenige Monate oder aber ein ganzes Jahr lang sein. Wenn der Übersiedler gar nicht als Dorfbewohner anerkannt wurde, zogen er oder sie gewöhnlich weiter, oder wieder zurück in ihr altes Dorf.

Aber dass sie in der Nacht aufbrechen, dachte Niwa, als er sah, wie Kimo und Dawa mit ihren Kindern in den Dschungel marschierten. Sie müssen mehr Angst vor den Cowodi haben, als vor einer Anaconda oder einem Jaguar.

Am nächsten Tag überflog wieder eine Holzbiene das Dorf. Sie sah jedoch vollkommen anders aus. Sie hatte keinerlei Flügel und keiner hatte je zuvor etwas ähnliches gesehen. Es sah aus wie ein Moskito mit einem riesigen Glubschauge vorn. Das Insekt hing über dem Dorf und summte sehr laut.

Alle Aucas – sogar Niwa und seine Mutter – rannten in panischer Angst in den Dschungel.

»Oh nein«, weinte Akawo, der die Tränen über das Gesicht liefen. »Was haben wir getan? Nachdem er das Richtige gedacht hatte, hat uns Gikita gewarnt, dass die *Cowodi* kommen würden, um Rache zu nehmen.« Sie weinte laut auf, als ob sie vor einer neuerlichen Tragödie stünde. »Und wenn Dayuma bei ihnen gelebt hat, wurde sie jetzt sicher schon getötet.«

»Vielleicht doch nicht Mutter«, tröstete Niwa sie. »Obwohl gestern drei Holzbienen über dem Dorf waren, haben die *Cowodi* uns nicht angegriffen. Vielleicht hat Dayuma zu unseren Gunsten gesprochen und sie gebeten, uns am Leben zu lassen.«

»Sie ist nur eine Auca, welche Macht könnte sie haben?«, wandte seine Mutter ein. »Wir wissen, dass die *Cowodi* in den vergangenen Jahren viele unserer Leute getötet haben.« Sie sprach ihren älteren Sohn an. »Was denkst du, Nampa? Du hast mit ihnen gekämpft. Konnte Dayuma für uns bitten?«

Nampa, dessen Kopf immer noch so sehr schmerzte, dass er kaum laufen konnte, murmelte nur: »Weiß nicht. Kümmert mich nicht.« Dann stolperte er weiter.

Niwa und seine Mutter hielten bei einem kleinen Bach an und warteten, während Nampa

weiter auf dem Pfad durch den Dschungel ging. Die beiden warteten lange, bis das Summen der Holzbiene lange Zeit nicht mehr zu hören war. Dann liefen sie vorsichtig zum Dorf zurück.

Auch andere waren zurückgekehrt und trafen Vorbereitungen, wegzuziehen. Über verschiedene Dinge kam es zum Streit; wer was behalten durfte. Vor allen Dingen die Geschenke der Fremden sorgten für Unfrieden. Einer verlangte die Axt, ein anderer beschlagnahmte die Machete und wieder jemand anders nahm einfach einen der Kochtöpfe. Die einzigen Geschenke über die niemand in Streit geriet, waren die Kleidungsstücke. Die meisten rissen sich die Sachen vom Körper und warfen sie ins Feuer. Sie wollten nicht wie die *Cowodi* aussehen. Sie wollten eigentlich gar nichts besitzen, was sie an die *Cowodi* erinnerte, aber die Töpfe, Äxte und Macheten waren viel zu wertvoll, um sie einfach wegzuworfen.

Aber Niwa warf das Stück Haut von der Holzbiene nicht weg. Im Gegenteil, er wickelte es um sein Blasrohr und band es mit einer Ranke fest.

Niwa hatte den ganzen Tag lang weder Nankiwi noch Gimari zu Gesicht bekommen und so vermutete er, dass die beiden schon weggelaufen wären. Nankiwis andere Frau geleitete gerade die Kinder zum Fluss hinunter. Jedes Kind hatte seine Hängematte auf dem Rücken und trug einige andere Gegenstände, als sie im Gänse-

marsch durch niedriges Wasser platschten und dann auf der anderen Flussseite im Dschungel verschwanden.

»Werden wir auch weggehen?«, fragte Niwa seine Mutter. »Fast alle anderen sind schon weg.«

Akawo saß in ihrer Hängematte und starrte in die kalte Asche des Feuers. Den ganzen Morgen saß sie dort schon so. Ungewöhnlich, dass sie das Feuer einfach so hatte ausgehen lassen. Jetzt würden sie in irgendeinem anderen Feuer eine glühende Kohle suchen müssen, um das Feuer wieder zum Brennen zu bringen.

»Mutter«, bohrte Niwa weiter. Er war besorgt, weil seine Mutter völlig teilnahmslos wirkte. »Ich fühle mich hungrig. Ich fange ein paar Fische. Sorge du für das Feuer, dann können wir sie essen, wenn ich zurück bin.«

Niwa marschierte mit seinem Speer zum Fluss hinunter. Er wusste, wo die Fische sich im Wasser immer sammelten. Um seine Mutter machte er sich ernsthafte Sorgen. In einer solchen Verfassung hatte er sie noch nie erlebt. Sie wirkte, als ob sie alle Kraft und alle Hoffnung verloren hätte. Aber er fühlte sich eigentlich ziemlich ähnlich. Was blieb ihnen denn noch? Ihre Dorfgemeinschaft löste sich auf. Die *Cowodi* schienen ihnen auf den Fersen zu sein; die Leute liefen verängstigt fort und dann seine Mutter ... sie schien in eine Traumwelt abzugleiten.

Aber als Niwa mit zwei Katzenfischen zurückkehrte, stellte er fest, dass Akawo mehr als nur »abgeglitten« war – sie war verschwunden. Genauer gesagt, der einzige Mensch der sich noch im Dorf aufhielt, war seine Tante Mintaka. Sie ging von Haus zu Haus und durchsuchte die zurückgelassenen Sachen. Was sie für wertvoll hielt, nahm sie mit.

»Wo ist meine Mutter?«, wollte Niwa wissen.

»Wer kann sie hören?« Mintaka hob die Schultern. »Alle sind im Dschungel verschwunden. Wie kann ich da deine Mutter sehen, wenn sie weg ist?« Sie hob einen kleinen Tonkrug auf, nahm ihn kritisch unter die Lupe und steckte ihn schließlich ein.

Aus Angst Mintaka könnte sie einstecken, ließ Niwa die Fische nicht bei sich im Haus liegen, sondern nahm sie mit auf den Weg zur Lehmbank, wo immer getöpfert worden war. Vielleicht war seine Mutter dort und machte Töpfe. Sie ging oft dorthin, wenn sie aufgereggt war und knetete mit den Händen den weichen Lehm. Diese Arbeit beruhigte sie.

Aber sie war nicht dort.

Er rief sie und suchte am Rand des Dschungels nach ihr, auf all den kleinen Pfaden, die vom Dorf wegführten. Er konnte sie immer noch nicht finden. Jetzt war Niwa wirklich in Sorge. Ein bleierne Gefühl machte sich in seinem Magen breit.



Als er nach Tiwaeno zurückkam, war auch Mintaka verschwunden. Niwa lief durch das verlassene Dorf. Er fühlte sich einsam und hatte Angst. Am Himmel brauten sich dicke Wolken zusammen. Bald würde es regnen. Er wünschte sich seinen zahmen Papagei herbei, um Gesellschaft zu haben, aber den hatte er ja an die Fremden verschenkt. Er überlegte kurz, ob sie ihn wohl als Haustier hielten, oder den Vogel gegessen hatten.

Die Dämmerung brach an und das verlassene Dorf war in ein unwirkliches blaues Licht getaucht. In seinem Zuhause setzte sich Niwa in seine Hängematte und sah sich um.

Die Hängematte seiner Mutter war noch da. Genauso wie ihre Tontöpfe. Eine Bananenstaude hing vom Dach, fast reif. Ihre Tasche aus gewobenen Palmblättern hing von einem der Dachbalken herunter. Es sah nicht so aus, als wäre sie für immer fortgegangen.

Andererseits, dachte Niwa im Stillen, konnte sie in ihrer verwirrten Verfassung einfach in den Dschungel gelaufen sein, ohne etwas mitzunehmen. Was sollte er tun? Wenn er wegging, um sie zu suchen, kehrte sie möglicherweise zurück und fand ihn dann nicht zu Hause. Dann könnte sie denken, dass er fortgegangen war. Und wenn er hier blieb ... sie brauchte vielleicht Hilfe.

Die ersten Regentropfen, die auf den Boden rund ums Haus klatschten, beendeten seine Gedanken. Dies schien ein schwerer Sturm zu werden. Er wünschte, seine Mutter wäre hier und nicht irgendwo im Dschungel, aber es gab keine Chance, sie mitten in einem tropischen Gewittersturm zu finden.

Dann fiel ihm wieder ein, dass sein Feuer aus war und er kein neues entfachen konnte. Er rannte nach draußen und suchte die umliegenden Häuser ab. Schließlich stieß er in Gikitas

Haus auf ein paar rauchende Kohlen unter der Asche. Er schob sie in einem Lehmtöpfchen zusammen und rannte nach Hause. Dort blies er kräftig auf die Kohlen, legte einige trockene Äste dazu und bald brannte ein kleines Feuer.

Wenn meine Mutter nach Hause kommt, habe ich wenigstens ein warmes Feuer, um sie zu trocknen und wieder aufzuwärmen, dachte er. Dann verteilte er die Katzenfische an Stöcken über dem Rauch und lehnte sich in seiner Hängematte zurück; sie würden gar werden, während der Regen draußen strömte.

Am nächsten Morgen war Niwa immer noch allein im Dorf. Er entschloss sich nach Akawo zu suchen. In der Verfassung, in der sie war, als er sie zuletzt gesehen hatte, war sie nicht fähig, für sich selbst zu sorgen. Sie konnte verletzt, krank oder verirrt sein. Er musste sie finden.

Niwa suchte seinen Speer, sein Blasrohr und die Pfeile zusammen, wickelte brennende Kohlen in einige Palmblätter, damit er Feuer hatte, wenn er zurückkam. Dann machte er sich auf den Weg, seine Mutter zu suchen.

Fünf Tage lang suchte Niwa im Dschungel. Schließlich fand er sie, halbtot, zusammengerollt zwischen den Wurzeln eines Pfefferbaumes. Er holte Wasser aus einer der Bergquellen und fand noch Bananen und einige andere Früchte für sie zu essen. Er baute einen einfa-

chen Unterschlupf aus Bambusstämmen und Palmblättern, brachte ein Feuer in Gang und konnte sie dann immer für kurze Zeit allein lassen, um zu jagen oder zu fischen. Die Wochen vergingen, Akawos Kräfte kehrten zurück, und Niwa war ein guter Jäger geworden.

Der Junge und seine Mutter lebten monatelang allein im Dschungel, wanderten herum, bauten sich Unterstände aus Zweigen, um die schweren Regenfälle geschützt zu überstehen. Ein richtiges Haus bauten sie jedoch nicht und sie schlossen sich auch keinem anderen Dorf an.

Manchmal besuchten sie ein anderes Auca-Dorf und blieben dort ein oder zwei Wochen, aber früher oder später wurde Akawo unruhig und machte sich voller Angst auf den Weg in den Dschungel. Niwa musste ihr folgen.

Eines Tages trafen sie Gimari, Niwas Schwester. Sie lebte mit Ipa, einer anderen Frau Nankiwis, in einem der Dörfer. Sie erzählten, dass Ipas Bruder Nankiwi während eines Streites erstochen habe. »Und so«, sagte Gimari gleichgültig, »weil wir beide allein sind, leben wir zusammen.«

Von Gimari erfuhren sie auch, dass Nampa, der Bruder der beiden, auf einem Jagdausflug gestorben war. Die näheren Umstände waren nicht ganz klar zu erfahren. Manche erzählten, sein Kopf hätte plötzlich sehr stark geschmerzt und er sei auf dem Weg gestorben. Andere

sagten, eine Anaconda hätte ihn zu Tode gewürgt.

Aber obwohl sie Gimari gefunden hatten, die von Nankiwi ein Kind hatte, konnte Niwa seine Mutter nicht überreden, in diesem Dorf zu bleiben und wieder eine Familie zu haben. »Nein«, sagte Akawo, »mit ihrem Kind hat sie jetzt ihr eigenes Leben. Nachdem ich allein bin, muss ich Dayuma finden.« Es war das erste Mal, seitdem sie Tiwaeno verlassen hatten, dass sie ihre Tochter Dayuma erwähnte, aber Niwa verstand schlagartig, warum seine Mutter so ruhelos war. In ihrem verwirrten Zustand suchte sie noch immer nach Dayuma. Wenn seine ältere Schwester nicht bis jetzt am Leben geblieben war und man sie auf irgendeine wunderbare Weise finden würde, dann würden sie sich vielleicht nie wieder irgendwo niederlassen. Aber wie sollten sie Dayuma auf ihren ziellosen Dschungelwanderungen finden? Wenn sie überhaupt noch lebte, dann war sie bei den *Cowodi*. Die Lage schien hoffnungslos zu sein.

Über zwei Jahre zogen Niwa und Akawo von Ort zu Ort. Eines Tages, als die Früchte des Kapokbaumes gerade reif waren, kamen sie in das Dorf, das Gikita sich als neue Heimat ausgesucht hatte. Zu ihrer großen Überraschung waren Tante Mintaka und Gikitas Frau Mankamu auch gerade dort angekommen. Sie hatten eine bemerkenswerte Geschichte zu erzählen.

Vor einem Jahr waren die beiden aus dem Dschungel geflohen und von einer freundlichen Fremden aufgenommen worden. »Nein, nein«, versicherten sie allen, »die *Cowodi* sind keine Menschenfresser und haben uns kein Haar gekrümmt. Und außerdem«, berichteten sie triumphierend, »haben wir Dayuma gefunden! Dayuma lebt und es geht ihr gut!«

Das erste Lächeln, das Niwa seit Monaten bei seiner Mutter sah, breitete sich langsam über ihr Gesicht.

Wie Akawo vermutet hatte, lebte ihre Tochter schon all die Jahre bei den *Cowodi* und konnte ihre Sprache sprechen. Zusammen mit Mintaka und Mankamu hatte Dayuma einige *Cowodi* ihre eigene Sprache gelehrt. »Aber die Fremden haben sehr schlechte Ohren«, sagte Mintaka verächtlich. »Sie konnten nicht viel verstehen.«

Dann erzählten die Frauen etwas noch aufregenderes. Dayuma wollte wieder nach Hause zurückkehren und zwei *Cowodi*-Frauen mitbringen, die mit den Aucas leben wollten.

»Also«, sagte Mankamu zu ihrem Ehemann Gikita, »nachdem du alles gehört hast, was wir berichtet haben, wirst du nach Tiwaeno zurückkehren und ein neues Haus bauen? Wirst du all die anderen Familien bitten, auch zurückzukommen?«

Lange Zeit saß Gikita still und sah nur die beiden Frauen abwechselnd an, die mit den *Cowodi*

gelebt hatten. Endlich sagte er mit ruhiger Stimme: »Nachdem ich gesehen habe, dass ihr nicht aufgeessen wurdet, glaube ich, dass die *Cowodi* keine Menschenfresser sind, und dass wir sie ohne guten Grund getötet haben. Ich werde zurückkehren.«

Wieder vereint

Gikitas Bereitschaft nach Tiwaeno zurückzukehren begeisterte Akawo und die Aussicht, ihre Tochter Dayuma wiederzusehen, veränderte ihre ganze Verfassung völlig. Auf einmal gab es wieder einen Grund zu leben.

Dies machte auch Niwa froh. Seine Mutter lief nicht mehr wie in Trance umher. Er musste sich nun keine Sorgen mehr machen, ob sie wohl in der Nacht, während er schlief, in den Dschungel gewandert war. Niwa und seine Mutter mussten Pläne machen. Sie mussten viele Dinge erledigen. Auch sie würden nach Tiwaeno zurückkehren und das Leben würde sich verändern. Seit zwei Jahren hatten sie zum ersten Mal wieder eine Hoffnung.

Doch zuerst mussten sie noch eine Reise machen. Auf ihrem weiten Wegen durch den Dschungel hatten sie in den verschiedenen Dörfern alle anderen Familien aus Tiwaeno entdeckt, und so war es nun ihre Aufgabe, diese Dörfer wieder aufzusuchen und die Flüchtlinge

zur Rückkehr nach Tiwaeno zu überreden.

Drei Wochen dauerte es, alle ehemaligen



Dorfbewohner aufzusuchen und so waren Niwa und Akawo unter den letzten, die wieder im alten Dorf eintrafen. Sie hatten nicht alle gefunden. Manche waren gestorben, wie Nankiwi, der Gimari und seine anderen Frauen als Witwen zurückließ. Aber in anderen Familien waren Babys zur Welt gekommen und es gab auch einige neue Ehepaare.

Als Niwa und seine Mutter die Lichtung neben dem Tiwaeno-Fluss betraten, konnten sie sehen, dass von ihrem alten Haus nichts mehr übrig war. Aber alle freuten sich, sie zu sehen.

»Ihr werdet bei uns wohnen!«, riefen Ipa und Gimari, Nankiwis Witwen. Einige der Männer hatten den beiden geholfen, ein Haus zu bauen. Das war sehr ungewöhnlich unter den Aucas. Normalerweise half keiner seinem Nachbarn, wenn nicht etwas für ihn dabei herausprang. Die einzigen Gelegenheiten echter Zusammenarbeit waren Jagen und Fischen.

Akawo lachte ihre Tochter Gimari an. Das Angebot war freundlich, besonders, weil es so viele negative Gefühle zwischen den beiden gegeben hatte. Aber sie schien ein wenig unsicher. Dann fragte sie: »Für wen ist das neue Haus – das mit den Wänden?« Niwa und Akawo waren auf ihrem Weg ins Dorf an einem neuen Haus vorbeigekommen. Keine Hängematte hing darin, aber einige Männer waren eifrig beschäftigt ge-

wesen, Wände aus gespaltenen Bambusstämmen aufzustellen. Auch das war sehr ungewöhnlich, weil die Häuser der Aucas nur sehr selten Wände hatten.

»Oh, das ist für die weißen Frauen«, erklärte Gimari. »Mintaka und Mankamu sagen, dass sie Wände brauchen. Sie sind das so gewöhnt.«

Niwa sah sich um. »Wo ist Tante Mintaka?«, fragte er.

»Ich sehe sie nicht«, antwortete Gimari so beiläufig, wie die Aucas oft auf Fragen Antwort geben. »Sie ist mit einigen anderen unterwegs, um die weißen Frauen herzubringen. Nachdem sie viele Tage fort sind, werden sie bald zurück sein.«

Zwei Tage später versank die Sonne am späten Nachmittag gerade hinter den Bäumen, als ein langer Zug Menschen den Weg herunterkam, durch den Fluss watete und ins Dorf einkehrte. »Sie sind da! Sie sind da!«, riefen die kleineren Kinder. Aufgeregt verließen alle ihre Feuerstellen und Hängematten und scharten sich um die Neuankömmlinge.

Trotz all des Geredes über *Cowodi* und Fremde hatte Niwa sich niemals vorzustellen versucht, wie Weiße wohl aussehen. Die Männer in der Holzbiene waren zu weit entfernt gewesen, um sie gut zu sehen. Jetzt stand er einfach da und starrte die beiden weißen Frauen an, die vor ihm

auf der Lichtung standen. Ihre Haare waren braun, wie Flusswasser nach einem schlimmen Gewitter, aber ihre Gesichter waren nicht richtig weiß, sie hatten nur zu wenig Farbe, wie jemand der krank war. *Nein, das ist nicht ganz richtig. Sie haben einfach blasse Gesichter*, dachte Niwa als er versuchte seinen Platz in der ersten Reihe der Zuschauermenge zu behaupten, die sich inzwischen versammelt hatte, um die beiden Frauen anzustarren und ein ... »Ach du meine Güte«, sagte Niwa laut, »seht sie euch an!«

Dort auf den Schultern eines Quechua-Indianers saß ein kleines Mädchen, nicht älter als drei Jahre. Ihre Haut war so blass wie die der beiden Frauen, aber ihr Haar war so hell wie die Sonne und so flaumig wie eine Wolke. Ihre Augen strahlten blau wie ein klarer Himmel. Niwa konnte nicht glauben, was er sah. Allein dieser Anblick war es wert, nach Tiwaeno zurückgekommen zu sein. Das war denkwürdiger, als alle seltenen Vögel des Dschungels auf einmal zu sehen.

Plötzlich hörte man einen lauten Schrei und jemand bahnte sich den Weg nach vorn. Menschen wurden nach rechts und links beiseite gestoßen. Es war seine Mutter Akawo. Sie lief an den beiden weißen Frauen vorbei und umarmte eine Indianerfrau, die Niwa nicht kannte.

»Meine Dayuma, meine Dayuma«, rief sie immer wieder mit tränenüberströmtem Gesicht.

»Nachdem du endlich angekommen bist, bist du jetzt zu Hause.«

Niwa schob sich nach vorn, um diese Fremde besser anschauen zu können. War sie wirklich seine älteste Schwester? Niwa merkte, dass er sich gar nicht mehr erinnern konnte, wie sie ausgesehen hatte, bevor sie weggelaufen war. Er hatte gedacht, er würde sich an sie erinnern, aber das musste ein Fantasiebild sein, das er sich selbst gemacht hatte, um seine verlorene Schwester im Kopf zu behalten.

Diese Frau trug Kleider, wie die weißen Frauen, aber ihr Haar war nach Auca-Sitte geschnitten, und ihre Ohrläppchen hingen in großen Schlaufen herunter, was anzeigte, dass sie sie vorher mit Balserholz-Scheiben ausgedehnt hatte, wie das in seinem Stamm üblich war. Je länger er Dayumas Gesicht ansah, umso mehr konnte er die Familienähnlichkeit entdecken. Er sah zu Gimari hinüber. Sie lächelte schüchtern und schob sich zentimeterweise nach vorn, ihr Baby auf der Hüfte tragend. Er wünschte sich, dass Nampa noch am Leben wäre. Er hätte sich mit Sicherheit erinnert.

An diesem Abend wurde ein großes Fest gefeiert – ein ungewöhnliches Ereignis für die Aucas. Sogar die Quechua-Indianer, die mit den weißen Frauen gekommen waren, wurden zu dem Fest eingeladen, obwohl sie sehr ängstlich wirkten

und anzeigten, dass sie lieber wieder gehen wollten. Niwa konnte das gut verstehen. Die Aucas hatten im Laufe der Jahre viele Quechuas getötet und hatten ihnen selten erlaubt, Auca-Territorium zu betreten. Aber Dayuma – Niwa gewöhnte sich langsam an den Gedanken, dass sie seine Schwester war – versicherte ihnen wiederholt, dass sie unbesorgt sein konnten. Morgen würden sie dann aufbrechen können.

Dayuma hatte die Sprache der Weißen gelernt und stellte sie auf dem Fest vor. »Diese Frau, die so besonders groß ist, ist Elisabeth Elliot. Ich nenne sie *Gikari*.«

»*Gikari*«, murmelte Niwa nachdenklich. Das Wort bedeutete »Specht« in der Auca-Sprache. Er wunderte sich, warum sie diesen Namen hatte.

Dann wurde Dayumas Gesicht sehr ernst und sie schluckte einige Male, als ob es ihr schwer fiele, weiter zu sprechen. »Weil sie ihren Ehemann liebt, den ihr getötet habt, ist sie gekommen, um Gottes Liebe mit euch zu teilen«, sagte sie schließlich mit zitternder Stimme.

Alle schwiegen. Es war so still, dass man nur das Knistern des Feuers und das Summen der Insekten im Dschungel hören konnte. Die Aucas hatten ein Wort, das Gott bedeutete. Sie glaubten, dass Er alle Menschen erschaffen hatte. Aber der Gedanke, dass Er sie liebte, war vollkommen

neu für sie. Das schien zu groß für Niwas Denken. Trotzdem hatte diese Nachricht eine fast greifbare Wirklichkeit, besonders wenn er an die Geistwesen dachte, die über den toten Körpern der weißen Männer am Curaray-Fluss geschwebt hatten. Gott musste sie geliebt haben.

Schließlich räusperte sich Gikita und sagte: »Du sagst, dass eine dieser großen Frauen mit einem der *Cowodi* verheiratet war, die wir am Curaray-Fluss getötet haben?«

»Sie waren keine *Cowodi*. Sie waren keine Menschenfresser. Sie waren vielleicht Fremde, aber sie haben keine Menschen gegessen. Sie waren gute Menschen«, verbesserte Dayuma.

Gikita nickte. »Aber ist diese Frau die Ehefrau eines der Männer?«

»Ja«, antwortete Dayuma. »Sein Name war Jim Elliot. Das kleine Mädchen, Valerie, ist seine Tochter.«

Sie wandte sich der zweiten Frau zu und fuhr fort: »Und diese Frau, mit dem zurückgekämmten Haar ist Rachel Saint. Ich nenne sie *Nimu*.«

Nimu ... Stern, dachte Niwa. *Das ist aber ein schöner Name.*

»Sie ist die Schwester des Mannes, der die gelbe Holzbiene geflogen hat«, fuhr Dayuma fort. »Sein Name war Nate ... Nate Saint.« Sie brach ab und alle schwiegen. Sie wussten, dass sie

auch ihn getötet hatten, dort am Curaray-Fluss. Sie hatten auch die gelbe Holzbiene getötet, so dass sie nicht mehr fliegen konnte.

Die Aucas, die bis dahin ihre Augen nicht von den merkwürdigen weißen Frauen hatten lassen können, schauten nun betreten zu Boden und betrachteten ihre Zehen. Schließlich sagte Gikita ruhig: »Sie zu töten, war nicht gut von uns. Es war nicht notwendig.«

Darauf lächelten die weißen Frauen, der Bann war gebrochen und die Feier dauerte bis spät in die Nacht.

Die Aucas hatten keine Angst vor diesen weißen Fremdlingen. Sicher waren zwei Frauen und ein kleines Kind nicht geschickt worden, um Rache zu üben! Trotzdem konnten sie immer noch nicht verstehen, warum die Fremden gekommen waren, um unter ihnen zu leben. Die Frauen saßen über lange Zeiträume nur da und machten Zeichen auf weiße Blätter. Ab und zu versuchten sie zu erklären, was sie taten, aber sie konnten nicht so gut sprechen – Dayuma sagte, dass sie die Haare vor ihren Ohren abschneiden sollten, damit sie besser hören könnten. Schließlich musste man doch gut hören können, um richtig zu sprechen.

Niwa besuchte das Haus der beiden Frauen oft. Er beobachtete sie gern. Alles, was sie taten, schien merkwürdig oder anders zu sein. Sie tru-

gen am ganzen Körper Kleidung – sogar an den Füßen. Sie hockten sich nicht hin, um über dem Feuer zu kochen; stattdessen beugten sie sich nach vorn oder knieten sich auf den Boden. Manchmal zeigten sie auf etwas – einen Speer, ein Trinkgefäß, einen plötzlichen Regenguss oder zwei streitende Kinder – und fragten ihn: »Wie heißt das Wort dafür?« Und dann machten sie wieder schwarze Kratzer auf die weißen Blätter.

Auch Niwa stellte Fragen. »Warum reibt ihr eure Zähne mit diesem komischen Stock?« »Was tragt ihr da an euren Füßen?« und »Warum macht ihr diese Kratzer auf die Blätter?«

Eines Tages sagte Nimu etwas, das Niwa endlich einleuchtete. »Wir sind hier, um an Gottes Schnitzerei zu arbeiten«, sagte sie.

»Gottes Schnitzerei?«, fragte Niwa befremdet.

»Ja, Gottes Worte ... äh ...«, sie überlegte, »aufgehoben in einer Schnitzerei, damit ihr wissen könnt, was Er gesagt hat.«

»Das hat Er getan? Er hat zu uns gesprochen?«

»Ja. Gott liebte die Aucas so sehr, dass Er euch die Möglichkeit geben wollte, Ihn kennen zu lernen, und so hinterließ Er Seine Worte in einer Schnitzerei, damit jeder von Ihm erfahren konnte.«

Der Gedanke, dass Gott die Aucas liebte, war für Niwa immer noch unfassbar. Nie hatte je-

mand zu ihm gesagt, dass er ihn liebte. Er wusste ... wenigstens dachte er, dass er wusste, dass seine Mutter ihn liebte. Aber das musste sie ja auch; schließlich war sie seine Mutter. Aber Liebe war etwas ganz seltenes in seinem Dorf.

Von nun an kam Niwa jeden Tag, um mit Gikari oder Nimu zu sprechen. Er mochte es, wenn das kleine Mädchen Valerie angerannt kam, um ihm eine Feder zu zeigen, oder nur um seine Hand zu halten. Eines Tages brachte er sein Blasrohr mit und entrollte vorsichtig das Stück gelbe Haut vom Flügel der Holzbiene, das er gerettet hatte. Er zeigte es Gikari. »Ich wollte das Töten verhindern«, sagte er mit Tränen in den Augen, »aber ich kam zu spät. Jetzt, da ich glaube, dass Gott mich liebt, will ich so leben wie Er es möchte. Aber ... wird Er mir vergeben, dass ich das Töten nicht verhindert habe?«

»Ja, ja, Er wird dir vergeben«, sagte Gikari. »Wir alle sind schuld, dass Sein Sohn umgebracht wurde, wegen unserer falschen Wege und Er hat uns allen vergeben.«

Dies waren seltsame und wunderbare Gedanken. Rache, nicht Vergebung, hieß der Weg der Aucas. Wenn die Aucas lernten zu vergeben – so wie Gikari und Nimu ihnen den Mord an den fünf Männern vergeben hatten – konnte das den Weg der Aucas für immer verändern. Niwa überlegte, ob seine Leute wohl verändert wer-

den wollten. Aber genauer betrachtet hatten die alten Wege des Tötens, der Rache und des Hasses sein Dorf fast zerstört. Waren sie nicht immer auf der Flucht? Hatten sie nicht fortwährend Angst? Keiner von ihnen konnte alt werden. *Wenn wir uns nicht auf Gottes Wege einlassen, werden wir im Dschungel vielleicht nicht überleben,* dachte er.

Ein nie gekanntes Glücksgefühl erfüllte ihn. Wenn sie zuhörten, was diese Frauen sagten und Gottes Wege akzeptierten, konnten die Aucas doch noch eine Zukunft haben.

Rückkehr nach Palm Beach

Der Samstagmorgen vor Ostern 1965 war ein heller und schöner Morgen. Neun Jahre waren vergangen, nachdem die fünf Missionare von den Aucas getötet worden waren. Der vierzehn Jahre alte Steve Saint wurde von seinem zahmen Papageien geweckt, der hartnäckig verlangte: »Gib Nüsschen. Gib Nüsschen, gib, gib, gib.«

Steve setzte sich in der ungewohnten Hängematte auf, hier in diesem fremden Indianerhaus. Einen Augenblick lang wusste er nicht, wo er war. Dann fiel es ihm wieder ein. Gestern Abend war er mit seiner Schwester Kathie hier auf der kleinen Landebahn angekommen, die nahe dem Dorf Tiwaeno in Ecuador aus dem Dschungel herausgerodet worden war. Sie waren mit ihrer Tante Rachel Saint und einer anderen Missionarin gekommen, um die ersten Exemplare des Markusevangeliums, in die Auca-Sprache übersetzt und gedruckt, zu übergeben.

»Gib Nüsschen. Gib Nüsschen.«
Der Papagei ließ nicht locker und Steve stöhnte. Manchmal fragte er sich, warum er diesen herrischen Vogel wirklich *überallhin* mitnahm, wohin er auch reiste. Aber er wusste



warum. Der Vogel erinnerte ihn an seinen Vater, den Missionar und Piloten Nate Saint.

Steve stand auf, ging hinüber zu seiner Tasche und durchsuchte sie. Irgendwo da drin hatte er Erdnüsse für diesen verrückten Vogel, aber wo? Plötzlich verstummte der Vogel. Steve drehte sich um und sah einen jungen Auca-Mann vor sich. Er grinste das breiteste Grinsen, das Steve jemals gesehen hatte, und fütterte den Papagei mit einer Banane.

Steve stand auf, nickte und sagte: »Hi.«

Der Auca antwortete mit einem verunglückten »Hi«. Dann begann er immer wieder von sich auf den Vogel zu zeigen und sagte: »Vogel ... mein. Vogel ... mein.« Er gestikulierte wild mit den Händen und streckte am Ende beide Arme zur Seite, als ob sie fliegen würden.

Steve rief seine Tante Rachel und erzählte: »Er sagt immer ›Vogel mein‹ und macht einen Haufen Zeichen in der Luft. Was meint er?«

Rachel unterhielt sich kurz mit dem jungen Mann in Auca-Sprache, dann machte sie ihren Neffen mit Niwa bekannt und erklärte, dass der Papagei früher ihm gehört hätte, als er noch ein Junge war. Er sei derjenige gewesen, der das Tier in einen Käfig gesetzt und den weißen Männern geschickt hätte. Niwa war so begeistert, den Papagei wiederzusehen, dass er Steve gar nicht genug danken konnte, weil er ihn mitgebracht hatte.

Der große, schlaksige, blonde Steve schüttelte dem muskulösen, jungen Auca die Hand, sie gestikulierten beide eifrig, und versuchten sich gegenseitig klarzumachen, dass der Papagei ihnen beiden gehört hatte.

»Morgen wird ein besonders schöner Tag für Niwa sein«, erklärte Rachel später. »Er ist schon lange gläubig, aber an Ostern wird er getauft werden. Wir werden alle zum Curaray-Fluss gehen, um dort Gottes Schnitzerei und eine Taufe zu feiern. Von der Taufe habe ich erst gestern Abend erfahren. Ich hoffe, es macht dir nichts aus.«

Steve runzelte die Stirn. Dies war mehr, als er erwartet hatte.

»Es tut mir leid«, sagte seine Tante. »Ich dachte, wir würden hier die Zeremonie feiern – nur für Gottes Schnitzerei. Aber Pastor Kimo hat schon alles geplant, einschließlich der Taufe.«

Steve schluckte. Der Curaray-Fluss ... dort war sein Vater getötet worden. Er war nicht sicher, dass er dorthin gehen wollte ... wenigstens jetzt noch nicht. Es war genug, dieses Dorf aufzusuchen, in dem die Menschen, die seinen Vater getötet hatten, noch lebten. Er wusste, dass seine Tante Rachel und Elisabeth Elliot ihnen das Evangelium verkündet hatten, und dass viele von ihnen sich bekehrt hatten. Er hatte ihnen auf eine bestimmte Weise auch vergeben. Aber das

Grab seines Vaters besuchen? Das erschien ihm zu viel.

Nachdem sein Vater und die anderen getötet worden waren, hatten Soldaten aus Ecuador und Vertreter der Missionsgesellschaft die Gegend abgesucht und die Leichen der fünf Männer im Fluss neben dem zerstörten Flugzeug gefunden. Nach Rücksprache mit den Ehefrauen der Männer hatten sie beschlossen, die Männer hier unter dem Baumhaus in Palm Beach zu begraben. Aber Steve hatte das Grab noch nie aufgesucht. Irgendwann wollte er es tun ... aber nicht zusammen mit den Menschen, die seinen Vater getötet hatten.

Elisabeth Elliot und ihre kleine Tochter Valerie hatten zwei Jahre bei den Aucas gelebt und sie hatte ihnen von Jesus Christus erzählt. Rachel Saint war noch länger geblieben und hatte mit Hilfe von Dayuma die Sprache der Aucas gelernt, hatte eine Schrift daraus entwickelt und die Menschen Lesen gelehrt. Dann begann sie das Neue Testament zu übersetzen. Jetzt gab es nicht nur eine lebendige Gemeinde in Tiwaeno, sondern die Menschen waren begierig, ihre eigene Ausgabe von »Gottes Schnitzerei« zu bekommen, um es selbst zu lesen.

Einer der ersten Aucas, die Christen geworden waren, war Kimo. Er war jetzt Pastor der Aucakirche.

Als die Dorfbewohner am Ostersonntagmorgen zum Curaray-Fluss gingen, begleiteten Steve und seine Schwester Kathie sie. Steve hatte sich nicht nur dazu durchgerungen, mitzugehen, sondern er hatte noch eine andere Entscheidung getroffen.

Er glaubte schon länger an Jesus Christus, aber er war bis jetzt noch nicht getauft worden. Als er aber jetzt über diese ehemaligen Wilden nachdachte, die sich mit ihrer Grausamkeit und den dauernden Kämpfen selbst ausgerottet hätten, und die jetzt durch das Evangelium vor dem Aussterben bewahrt worden waren, spürte er die Liebe Gottes ganz neu.

Er war durch das Dorf gegangen, sah die Familien und das kleine Haus, das als Kirche und Schule benutzt wurde. Er hörte Kinder singen und wusste, dass sie keine Angst mehr haben mussten vor einem plötzlichen Angriff. Er lernte Gikita kennen, der jetzt älter war als jeder andere Auca-Mann, von dem man wusste, obwohl er erst fünfzig war. Es war Frieden im Dorf.

All dies half Steve zu verstehen, was er nie zuvor ganz hatte nachvollziehen können: warum sein Vater sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um diesen Menschen das Evangelium zu bringen. Mit diesem Verständnis kam auch die tiefere Vergebung für die Menschen in sein Herz, die den Mann, den er verehrt hatte, und die anderen Missionare getötet hatten.

Er wanderte nicht nur mit nach Palm Beach, sondern er hatte zusammen mit seiner Schwester Kathie darum gebeten, dort getauft zu werden.

Palm Beach ... nur ein schmaler Sandstreifen entlang dem Curaray-Fluss mitten im Dschungel von Ecuador. Schweigend trat die Gruppe aus dem schattigen Dschungel ins Sonnenlicht am flachen Flussbett. An diesem Ostersonntagmorgen wurden fünf Menschen getauft in Palm Beach. Drei von ihnen waren Aucas: Niwa und zwei junge Leute – Oncaye und Iniwa. Und zwei waren die Kinder von Nate Saint – Steve und Kathie.

Pastor Kimo, der vor neun Jahren an genau dieser Stelle geholfen hatte, die Missionare zu töten, leitete die Taufzeremonie. Im Anschluss schaute er hinüber zum Grab der Missionare unter dem hohen Teakholzbaum und betete: »Herr, vor langer Zeit, als wir Dich noch nicht kannten, haben wir hier gesündigt. Jetzt nachdem wir an Dich glauben, werden wir Dich dort oben treffen!«

Näheres über die Märtyrer in Ecuador

Der Name Auca ist ein Begriff, der eigentlich nur »wild« bedeutet. Die Quechuan-Indianer bezeichneten so ihre zurückgezogen lebenden Nachbarn. Zu jener Zeit war dieser Name absolut zutreffend. Die Aucas töteten nicht nur jeden Fremden, der sich ihnen näherte, sondern das Stammesleben war gekennzeichnet durch alle Arten von Fehden und Rachemorden, bis hin zu der Gewohnheit, ein lebendes Kind mit seinem toten Elternteil zu begraben.

Diese Menschen hatten keine Freude an organisierten sportlichen Aktivitäten oder Festen. Sie hatten auch keine Religion, abgesehen von der allgemeinen Furcht vor den Geistern des Dschungels. Es gab keine Gesetze, keine Achtung vor Älteren oder Anführern. Rohe Gewalt kontrollierte alle Lebensbereiche. Nachbarschaftliches Zusammenleben kannte man nicht. Nur die Jagd war ein gemeinsames Unternehmen. Obwohl sie viele Tabus beachteten, gab es doch keine geschriebene Sprache und nur ein begrenztes Maß an mündlich überlieferter Geschichte und Tradition.

Tatsächlich waren ihnen alle sozialen Regeln, die man »Zivilisation« nennt, unbekannt, so

dass sie vom Aussterben bedroht waren, egal ob die Außenwelt sie durch ihre Suche nach Öl aufstörte oder nicht.

Aber sie nannten sich selbst Waorani (manchmal *Huaorani* geschrieben), das bedeutet »die Leute«, und Gott liebte sie so sehr, dass er ihnen fünf Menschen schickte, die bekannt wurden als die fünf Märtyrer von Ecuador.

Das Geschehen um die fünf Missionare, die am 8. Januar 1956 im Dschungel von Ecuador getötet worden waren, hat wohl mehr junge Menschen dazu bewegt, ihr Leben in den Dienst Jesu Christi zu stellen, als jedes andere Ereignis in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts.

Dies lag sicher auch daran, dass ihr Tod sofort zu einem Medienereignis wurde. Ein Radiosender am Nordpol hatte am 7. Januar die Nachricht von Nate Saint an seine Frau mitangehört, dass die Männer endlich ein Treffen mit den Aucas arrangiert hatten. Der Mann hörte am nächsten Tag zur verabredeten Zeit wieder Radio, nur um festzustellen, dass keine Nachricht von Nate kam. Dreizehn Jahre vorher waren fünf Missionare im Dschungel von Bolivien getötet worden. Ohne Funkverbindung und direkte Versorgung durch ein Flugzeug, dauerte es drei lange Jahre, bis man über ihr Schicksal Gewissheit erlangte. Die Operation Auca in Ecuador war vermutlich

das erste derartige Ereignis, bei dem christliches Märtyrertum wenige Stunden nach dem Geschehen in aller Welt bekannt wurde. Radioverbindungen versetzten die Missionsgesellschaft und die Regierung in die Lage, am nächsten Tag sofort ein Suchkommando auszusenden. Ein Reporter des *Time* Magazins und ein Fotograf vom *Life* Magazin wurden gleich zum Ort des Geschehens gesandt, während alle Welt auf Neuigkeiten wartete.

Eine weitaus größere Wirkung hatte allerdings das Bekanntwerden der charakterlichen Eigenschaften dieser Männer. Andere waren sicherlich nicht weniger hingebungsvoll in ihrem Dienst, aber die Berichterstattung war so hautnah, dass die fünf Männer ganz vertraut wirkten, wie die Jungs von nebenan. Christen aus aller Welt wurden beeindruckt von Zitaten aus Jim Elliots persönlichem Tagebuch, wie zum Beispiel: »Der ist kein Narr, der hingibt, was er nicht behalten kann, um zu gewinnen, was er nicht verlieren kann« oder »Ich suche kein langes Leben sondern ein erfülltes, wie Du, Herr Jesus«.

Drei der Männer hatten gerade ihren Abschluss am Wheaton College absolviert: Nate Saint, Jim Elliot und Ed McCully, der ein bekannter Football-Spieler am Midwestern Christian College gewesen war. Roger Youderian war im zweiten Weltkrieg Fallschirmspringer gewesen und ein Absolvent des Northwestern College in Minnea-

polis. Pete Fleming war ein exzellenter Sportler gewesen und hatte gerade seinen Magister-Abschluss an der Universität von Washington erreicht. Das waren Menschen, mit denen sich jeder identifizieren konnte. Und ihr Opfer hinterließ fünf Witwen und neun vaterlose Kinder. Ganz automatisch drängte sich vielen jungen Christen der Gedanke auf: »Das hätte ich sein können ... Vielleicht sollte *ich* mich auch melden!«

Überall auf der Welt meldeten sich Hunderte von jungen Leuten in christlichen Schulen und Universitäten, die ihr Leben in den Dienst der Mission stellen wollten, um die fünf Getöteten zu ersetzen. Andere trafen ihre Entscheidung für die Nachfolge Jesu Christi durch dieses Ereignis, so auch der Schriftsteller und Pfarrer Charles Swindoll und auch der Prediger und Autor Josh McDowell.

Aber die hervorragendsten »Nachahmer« sind sicherlich Elisabeth Elliot und Rachel Saint – Ehefrau und Schwester von zweien der getöteten Männer – die gut zwei Jahren nach dem Massaker zu dem Stamm zurückkehrten. Elisabeth nahm sogar ihre dreijährige Tochter Valerie mit und blieb etwas länger als zwei Jahre. Rachel lebte über vierunddreißig Jahre bei dem Stamm, bis ihre schlechter werdende Gesundheit eine Abreise nötig werden ließ. Dieser Mut beeindruckte die Indianer nachhaltig.

Die Aucas erinnerten sich und sprachen oft über die *Cowodi*, die in der gelben Holzbiene gekommen waren. Zwei Dinge erschienen ihnen unverständlich: Warum hatten die weißen Männer nicht ihre Waffen benutzt, um sich zu verteidigen? Und was war die Ursache für das Singen und Leuchten gewesen, das sich, nach dem Tod der Männer, am Himmel ereignet hatte (ein Phänomen, von dem alle noch lebenden Augenzeugen berichtet haben und das von Olive Fleming 1990 und von Steve Saint 1996 in Büchern veröffentlicht wurde)? Die Aucas waren überzeugt, dass die Missionare friedlich und gut gewesen waren, und dass ihr Tod ein gewaltiges übernatürliches Ereignis hervorgerufen hatte.

Diese Überzeugung machte sie bereit für das Evangelium, das Elisabeth Elliot und Rachel Saint ihnen verkündeten, und nach und nach bekehrte sich fast der gesamte Stamm.

Manchmal werden Missionare beschuldigt, ursprüngliche Kulturen zu zerstören und westliche Kulturgüter hätten bewirkt, was das Evangelium nicht ausrichten konnte. Aber die Bekehrung der Aucas zum Christentum bewahrte sie vermutlich vor dem völligen Aussterben. Sie brachten sich nicht nur in Stammesfehden und Racheakten gegenseitig um, sondern waren auch ein leichtes Ziel für gewissenlose Beutemacher, die auf der Suche nach den Schätzen des

Dschungels waren – gleichgültig ob es sich um Gold, Öl, Gummi oder Land handelte.

Aber nach der Annahme des christlichen Glaubens und dem Lernen des Lesens änderte sich das Leben der Indianer drastisch. Das Familienleben, das überwiegend ohne Väter oder Onkel auskommen musste, hielt nun für viele Kinder auch Großeltern, vielleicht sogar Urgroßeltern bereit. Ein Beispiel hierfür ist Gikita, der zum Zeitpunkt des Massakers mit etwa vierzig Jahren der älteste Mann im Dorf gewesen war. Damals gab es nur sieben erwachsene Männer im Dorf. Durch den Frieden, den das Evangelium allen dann schenkte, wurde Gikita achtzig Jahre alt. Er starb im Jahre 1997 am 11. Februar.

Das Evangelium zu leben, war für Nate Saint und die anderen Märtyrer im wahrsten Sinne des Wortes eine Erfüllung. Wie Jesus Christus gaben sie ihr Leben, damit andere leben konnten, geistlich und auch körperlich.

In der Reihe »Abenteurer Gottes« sind pro Jahr etwa
2-3 Bücher geplant:

David Zeisberger

Georg Müller

Gladys Aylward

Dwight L. Moody

John Newton

Florence Nightingale

John Bunyan

William Tyndale

Adoniram und Ann Judson

Marcus und Narcissa Whitman

Mary Slessor

Bitte frage nach diesen Büchern in deiner
Buchhandlung oder wende dich an den Verlag:

CLV

Postfach 11 01 35

33661 Bielefeld



Dave und Neta Jackson

Glaubenshelden

Hardcover

240 Seiten

DM 19,80

Best.-Nr. 255.355

»Vorbilder gesucht!« Diesen stummen Schrei scheint man bei genauem Hinhören von vielen Kindern und Jugendlichen zu vernehmen.

Sie suchen nach Orientierung und Maßstäben, nach Werten, für die es sich zu leben und zu sterben lohnt, nach Menschen, die glaubwürdig sind.

In diesem Buch werden charakteristische Eigenschaften wie Geduld, Treue, Mut, Disziplin, Vertrauen, Dankbarkeit u. a. bekannter und weniger bekannter Männer und Frauen wie z. B. William Tyndale, David Livingstone, Eric Lidell, Gladys Aylward und Amy Carmichael vorgestellt. Lebensbilder von »Glaubenshelden« für Kinder erzählt, die Mut machen, ein Leben mit Gott zu wagen, ein Buch zum Lesen und Vorlesen. – JM 6-12

Leseprobe aus dem Buch »Glaubenshelden« von
Dave und Neta Jackson

Jim Elliot

Ein moderner Märtyrer für die Steinzeit-Indianer

Ein flüchtiger Betrachter in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts hätte Jim Elliot sicherlich für einen normalen, netten, jungen amerikanischen Durchschnitts-Mann gehalten. Er sah gut aus, konnte kräftig anpacken, hatte gute Noten, war auf der Uni im Ringer-Team und hätte mit Leichtigkeit das verwirklichen können, was man den »amerikanischen Traum« nennt – eine erfolgreiche Karriere und Familie.

Aber Jim Elliot war alles andere als durchschnittlich.

Er wurde 1927 in Portland, im Staat Oregon in Amerika geboren. Mit sechs Jahren nahm er Jesus Christus als seinen persönlichen Heiland an. Er wuchs in einem tief religiösen, liebevollen Elternhaus auf und entwickelte einen Glauben, der fester Bestandteil seines täglichen Lebens war. Als er im Alter von achtzehn Jahren in Wheaton in Illinois am dortigen College sein Studium begann, hatte er einen brennenden Wunsch: Gott immer besser kennen zu lernen und ihm mit seinem ganzen Leben zu dienen. Das bedeutete für Jim eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit, dass er ein Leben im Dienst der Mission antreten würde.

Im Wheaton College traf er auch Elisabeth Howard, zögerte aber mit einem Heiratsantrag, bis Gott ihm gezeigt hatte, welche Richtung sein Leben nehmen und ob er heiraten oder ledig bleiben sollte. Nach dem Examen und einer »Wartezeit« von zwei Jahren wusste Jim, wo Gott ihn haben wollte: in Ecuador, um dort die Bibel für die Indianerstämme zu übersetzen, die noch nie von Jesus Christus gehört hatten.

1952 segelte Jim nach Ecuador. Elisabeth folgte ihm 1953 und wurde seine Frau. Gott versammelte hier ein ganz besonderes Missionsteam. Darunter waren Ed McCully, Pete Felming, Roger Youderian, der Pilot Nate Saint und deren Ehefrauen. Es hieß eine besondere Aufgabe zu erfüllen: die wilden Auca-Indianer, die immer noch wie in der Steinzeit lebten, mit dem Evangelium zu erreichen.

Aber innerhalb der wenigen Tage, in denen der erste persönliche Kontakt zu den Indianern hergestellt werden konnte, waren alle fünf Männer tot. Am 8. Januar 1956 gaben Jim und seine Freunde wirklich ihr Leben, um das Evangelium zu verkünden. Manche mögen dies eine Tragödie nennen, eine Verschwendung – doch ihr Tod war ausgestreuter Samen und hat vielfältige, ewige Frucht gebracht.

